

1 | 2026

mitmenschenreden

das magazin für den perspektivenwechsel

Engagement *stiftet Zukunft*

**Dieter-Schwarz-Stiftung:
Bildungs-Ökosystem**

Prof. Dr. Bärbel Renner

**Widerstand braucht
Emotionen**

Vince Ebert

**Demokratie und
Nachhaltigkeit**

Prof. Dr. Stefan Wurster

IMPRESSUM:

MITMENSCHENREDEN

Herausgegeben von
Ralf M. Ruthardt | Publizist
Rosine-Starz-Str. 16, D 71272 Renningen
www.mitmenschenreden.de

Redaktion:
Ralf M. Ruthardt (V. i. S. d. P.)
Markus Coenen

Layout & Gestaltung: Ralf M. Ruthardt
Webmaster: Jonas Schumacher

Redaktionsanschrift:
Ralf M. Ruthardt | Autor
Magazin MITMENSCHENREDEN
Rosine-Starz-Str. 16, D 71272 Renningen
Kontakt: info@mitmenschenreden.de
<https://mitmenschenreden.de>

© Ralf M. Ruthardt | 01.01.2026

Diese Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Vervielfältigungen bedürfen der schriftlichen Genehmigung durch den Herausgeber.

Die Rechte an Fotografien, Gemälden, Grafiken und Illustrationen liegen, soweit nicht anders gekennzeichnet, bei den genannten Personen.

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben ausdrücklich nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

Jahresabo 18,90 € (Online/PDF)

Einzelheft (Online/PDF) 5,90 €

Einzelheft (Print) 19,50 €

Preisangaben verstehen sich inkl. MwSt.

Hier abonnieren: <https://edition-pjb.de>

ISSN 2944-0394 (Print)

ISSN 2944-0408 (Online)



Machen Sie mit!

Ihre Einsendungen sind willkommen.

Sie sind herzlich eingeladen, sich mit einzubringen.
Dazu folgende Hinweise:

Beiträge und Werke können bereits veröffentlicht sein. Es muss sich um selbst verfasste Beiträge und selbst erstellte Werke der Einsendenden handeln.

E-Mail: mitmachen@mitmenschenreden.de

Die Rechte und die Verantwortung für die Inhalte verbleiben bei den Einsendenden von Beiträgen, Abbildungen und Werken. Lediglich das Recht auf Veröffentlichung in allen Medien wird von den Einsendenden MITMENSCHENREDEN und dem Herausgeber kostenlos eingeräumt. Die Einsendenden garantieren, dass sie keine Rechte und Ansprüche Dritter verletzen. Die Einsendenden stellen die Redaktion und den Herausgeber von Rechten und Ansprüchen Dritter frei.

Es gibt keine Veröffentlichungsgarantie für eingesandte Texte und Bilder und anderes. Postalische Einsendungen werden nicht zurückgeschickt. Für unaufgefordert eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

mitmenschenreden

das magazin für den perspektivenwechsel

EDITORIAL 4

Ralf M. Ruthardt

Demokratie & Nachhaltigkeit 6

Prof. Dr. Stefan Wurster

Liberalismus braucht Emotionen 14

Vince Ebert

Kolumne: Wer liest schon Lyrik? 21

Ralf M. Ruthardt

Soziale Sicherheit als Standortfaktor 22

Agnes Conrad (MdB)

Vector-Stiftung: Unternehmertum mit gesellschaftlichem Auftrag 26

Edith Wolf

Dieter-Schwarz-Stiftung: Wo Bildung Wirkung entfaltet 32

Prof. Dr. Bärbel Renner

Körper-Stiftung: Respekt als demokratische Ressource 36

Julian Claaßen & Sven Tetzlaff

Zwischen Kippen und Kultur 46

Franz Meiller

Polarisierung – und die Kunst, einander wieder zuzuhören 52

Ralf M. Ruthardt

Medien, Macht und Mut 56

Michael Schmidt

Das Schweigen der Bürgerlichen – unsere laute Kapitulation 60

Christian Langer

Mehr Freiheit – statt Planwirtschaft in der Pflege 64

Christof Ronge

TEAM FREIHEIT – eine politische Kraft? 68

Sarah Zickler

Wie Mehrheit ohne Mehrheit entsteht 74

Dr. Hans-Georg Maaßen

Bücher: Orientierung im Überfluss 80

Roland Große Holtforth

Menschen im Porträt: 84 „Leuchtturm der Hoffnung“

Gabriele Haldenwang

Der Generationenvertrag – veraltet oder falsch betrachtet? 88

Dr. Lukas von Hippel

Zukunft zwischen KI und Kompetenz 94

Prof. Dr. Lothar Abicht

Moderne Landwirtschaft im Wandel 102

Dirk Reinkens

Die kleinen Geschenke der Politik 108

Nickolas Emrich

(k)eine tägliche Begegnung 110 Mehr Meer: Innovation für morgen

Scarlett Eckert & Klaus Wobbe

Fotokolumne 118

Ralf M. Ruthardt

■ EDITORIAL



WIDER
SPRUCH

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

unternehmerischer Erfolg wird von vielen Familienunternehmerinnen und -unternehmern *nicht* als Selbstzweck gesehen. Er schafft Freiräume – auch für gesellschaftliche Verantwortung, die wahrgenommen werden will.

In dieser Ausgabe zeigen wir, wie kraftvoll diese Verbindung werden kann, wenn Unternehmen beginnen, Zukunft zu stiften. Die *Dieter-Schwarz-Stiftung*, die *Körper-Stiftung* oder die *Vector-Stiftung* stehen beispielhaft für eine Haltung, die weit über klassische Förderung hinausgeht. Sie bauen Bildungslandschaften auf, investieren in soziale Stabilität und ermöglichen Forschung, die sonst nicht stattfinden würde.

Das gemeinsame Prinzip: gesellschaftliches Engagement nicht als Last, sondern als Teil des Unternehmertums zu verstehen. Dort, wo sich wirtschaftliche Stärke und Gemeinsinn verbinden, entstehen Räume, die künftigen Generationen dienen.

Gleichzeitig beobachten wir eine Entwicklung, die dieses Engagement dringender macht denn je: die zunehmende Spaltung unserer Gesellschaft. Öffentliche Debatten verengen sich, politische Lager sprechen seltener miteinander und immer häufiger übereinander. Widerspruch wird als Affront empfunden. Dabei verlieren wir nicht nur die Fähigkeit zum Zuhören, sondern auch den Blick auf das Gemeinsame, das uns trägt. Gerade deshalb verfolgen wir mit **MITMENSCHENREDEN** eine klare Haltung: Wir lassen Menschen zu Wort kommen, die unterschiedlicher kaum denken können – und lassen sie sprechen. Ungekürzt, ungefiltert, argumentativ.

Dieses Magazin soll kein Wohlfühlraum sein, sondern ein Ort echter Auseinandersetzung: Ein Ort, an dem Sie sich als Leserin und Leser mit den Erfahrungen und Argumenten anderer Menschen auseinandersetzen können.

Während eine bundespolitisch Verantwortliche Anfang Dezember 2025 – vielleicht in einem Moment der Verärgerung – die Arbeitgeber als Feindbild der Sozialdemokratie ausruft, nehmen wir es hier als Anlass, und blicken auf die gesellschaftliche Wirksamkeit erfolgreicher Unternehmer. Und das ist ja nur eine Episode einer Fülle an gesamtgesellschaftlichen Argumenten, Unternehmertum zu stärken.

Nun, Zukunft entsteht nicht durch Gleichklang, sondern durch Vielfalt der Perspektiven. Engagement stiftet Zukunft – und Dialog hält sie offen.

In diesem Sinn erneut auf ein konstruktives, kreatives und innovatives Miteinander und einen ergebnisoffenen Diskurs.

Herzlichst

Ihr

Ralf M. Ruthardt

Herausgeber





Demokratie und Nachhaltigkeit: schwierig, aber möglich

Ralf M. Ruthardt im Gespräch mit
Prof. Dr. Stefan Wurster



Im Gespräch mit Prof. Dr. Stefan Wurster (Technische Universität München) geht es um Verantwortung über Generationen hinweg, die Grenzen kurzfristiger Logik, die Rolle informierter Bürgerinnen und Bürger – und warum Demokratie trotz ihrer Mühen die stabilste Basis nachhaltigen Handelns bleibt.

Ralf M. Ruthardt | Anfang November 2025 habe ich eine Nachricht über ein geplantes Rechenzentrum in einem nordöstlichen Bundesland gehört. Es wurde berichtet, dass einer der Standortvorteile durch die vielen nahegelegenen Windräder bestehe. Und damit war die Kernaussage im journalistischen Beitrag beendet. Als gemeiner Bürger habe ich mich gefragt, ob das Rechenzentrum den Betrieb einstellt, wenn der Wind mal schwach oder gar nicht weht? In der Nachricht war dazu nichts zu vernehmen – und ich war mit diesem Gedanken alleine auf weiter, windstillen Flur.

Wie kann nachhaltige Politik in der Demokratie gelingen, wenn man sich in Politik und Journalismus womöglich zu leichtfertig den komplizierten Zusammenhängen entzieht? Die Frage klingt provokanter, als sie gemeint ist. Es ist eher eine Alltagserfahrung.

Stefan Wurster | Komplexität ist ein wichtiger Aspekt. Die Frage der Komplexität ist im Kontext einer nachhaltigen Politik hochrelevant, da es sich bei Nachhaltigkeit um eine komplexe Aufgabe handelt. Schließlich geht es darum, im Sinne einer Verantwortungsausweitung nicht nur die Interessen jetziger Generationen zu befriedigen, sondern eben auch über den Tag hinaus für zukünftige Generationen beziehungsweise zumindest für längere Zeiträume Entscheidungen zu treffen. Dabei gilt es, die verschiedenen und jeweils berechtigten Interessen heutiger und zukünftiger Generationen in eine Balance zu bringen. Wenn wir uns „normale Politik“ anschauen, dann treffen wir dort auf einen Zeithorizont, der – von Legislaturperioden

beeinflusst – bei vielleicht zwei oder drei Jahren liegt.

Diesen Zeitraum kann man zumeist gut überblicken. Welche Wirkungen von politischem Handeln in der weiteren Zukunft entstehen, da wird es dann allerdings doch deutlich schwieriger. Man muss sich nur erinnern: Wie sah die Welt vor 40 Jahren aus? Welche Entscheidungen hat man damals getroffen und welche positiven Wirkungen hat man sich davon erhofft? Wir sehen eine enorme Komplexitätszunahme, je weiter wir in die Zukunft zu planen versuchen.

Auf der anderen Seite ist es aber eine wichtige Aufgabe, in die Zukunft zu schauen. Denn unsere heutigen Entscheidungen können langfristige Konsequenzen haben. Viele technologische Entwicklungen zeigen uns beispielsweise, dass sie nicht nur kurzfristige, sondern strukturelle und langfristige Wirkungen haben. Gerade ob der technologischen Innovationen unserer Tage müssen wir mehr über die Zukunft wissen, als dies in den vergangenen Jahrhunderten der Fall gewesen ist.

Planen unter wachsen- der Komplexität

Dazu haben wir mittlerweile auch gute Möglichkeiten. Klar, es gibt niemals absolute Sicherheit. Aber es lassen sich doch mit höherer Sicherheit mithilfe unterschiedlicher Entwicklungsszenarien Vorhersagen treffen. Wir kennen das beispielsweise im Bereich der Klimaprognosen, aber auch besonders



ausgeprägt im Bereich der Demografie. Da wissen wir heute ziemlich genau, welche potenziellen Entwicklungen vor uns liegen. Natürlich liegen Annahmen zugrunde, hinsichtlich der demografischen Entwicklung etwa, dass es beispielsweise keinen unmittelbaren Weltkrieg gibt. Man kann sagen, dass in vielen Bereichen sehr gute Prognosen möglich sind. Mit dieser Möglichkeit ist nun aber auch die Verantwortung verbunden, die zukünftigen Auswirkungen unseres Handelns heute noch stärker als bisher zu bedenken. Hat mein Handeln nicht nur heute und morgen und in drei Jahren, sondern vielleicht auch in 20 und 30 Jahren Auswirkungen? Das sind die Herausforderungen, die mit einer nachhaltigen Politikgestaltung einhergehen: Die Verantwortungsausweitung und die Verkomplizierung.

Ralf M. Ruthardt | Jetzt haben wir das Stichwort Nachhaltigkeit im Kontext von Klima und im Kontext demografischer Entwicklung aufgemacht. Haben wir noch ein, zwei weitere gesellschaftspolitische Beispiele, bei denen Nachhaltigkeit eine besondere Relevanz hat?

Stefan Wurster | Das Feld der Nachhaltigkeit ist sehr breit. Man braucht sich nur die 17 Sustainable Development Goals anzuschauen ...

Ralf M. Ruthardt | ... die Nachhaltigkeitsziele der UN.

Stefan Wurster | Da sieht man, dass ganz unterschiedliche Bereiche abgedeckt werden müssen, um auch die Interessen zukünftiger Generationen im Blick zu haben. Da geht es um Fragen der ökonomischen Nachhaltigkeit, also die langfristige Prosperität für eine Volkswirtschaft. Um wichtige soziale Fragen; wie werden zum Beispiel soziale Konflikte verhindert, die in zukünftigen Gesellschaften vielleicht sogar noch stärker ausgeprägt sein werden? Und dann kommt ein Aspekt, der in der öffentlichen Wahrnehmung dominiert.

Das ist die Frage unserer natürlichen Lebensgrundlagen: Wie können wir in ökologischer Hinsicht unsere Lebensgrundlagen sichern? Wir wollen diese heute nutzen und zugleich für zukünftige Generationen in ausreichendem Maße zur Verfügung haben.

Von daher sind die Nachhaltigkeitsfelder ein sehr breiter Strauß und nicht auf zwei, drei Felder fokussiert. Klar, in der öffentlichen Wahrnehmung ist der Klimaschutz stark problematisiert und im Bewusstsein. Es gibt aber auch Bereiche, da geht es vor allem um Chancen und Möglichkeiten. Wir benötigen etwa innovative Zukunftstechnologien, die für jetzige und für zukünftige Generationen Vorteile mit sich bringen. Wir erleben ja gerade, dass viel über Künstliche Intelligenz gesprochen und dazu diskutiert wird.

Ziele müssen ausbalanciert werden

Mir ist wichtig, dass wir auch über das Ausbalancieren von Zielen sprechen. Machen wir es konkret: Eine Klimaschutzmaßnahme, die hilft, CO₂-Emissionen zu reduzieren, kann gleichzeitig auch eine soziale Unwucht im Hier und Jetzt und, wenn sich das strukturell verfestigt, auch für spätere Generationen erzeugen. In einem ganzheitlichen Verständnis kann eine solche Maßnahme dann nicht als nachhaltig gelten. Vielmehr ist die Maßnahme, um im Beispiel zu bleiben, auf ein spezifisches Nachhaltigkeitsziel fokussiert und vernachlässigt andere Ziele. Das macht es so schwierig – um nicht zu sagen: komplex.

Es kann dabei gerade eine besondere Stärke der Demokratie sein, dass man bei all den Problemen und Herausforderungen, die man gerade im demokratischen Kontext mit Nachhaltigkeit hat, diese unterschiedlichen Interessen tatsächlich berücksichtigt und ausgeglichen bekommt. Ganz im Unter-



schied zu einer Autokratie, wo eine zentrale Führung eine Entscheidung trifft, die vielleicht in einer bestimmten Nachhaltigkeitsdimension erst mal plausibel erscheint, jedoch die möglicherweise gegebenen unintendierten Nebeneffekte übersieht. Parallele Effekte, die in verschiedenen Bereichen stattfinden, müssen mitberücksichtigt werden. Nehmen wir als Beispiel den sogenannten Drei-Schluchten-Staudamm in China. Dieser wurde als Nachhaltigkeitsprojekt mit dem Fokus auf Wasserkraft konzipiert, um als Wasserkraftwerk erneuerbare Energie zu produzieren. Und das funktioniert auch. Jedoch: Es mussten viele, viele Menschen umgesiedelt werden. Die Landschaft mitsamt dem Flusslauf wurde komplett verändert. Das hatte enorme Folgeeffekte. Der sozialen Art, weil Menschen ihre Heimat verlassen mussten. Das hat enorme soziale Implikationen. Dann die ökologischen Probleme, durch die Auswirkungen auf die Biodiversität. Selbst die Generierung von erneuerbaren Energien wird über die Zeit immer schwieriger, weil der Fluss im Laufe der Zeit versandet.

Nun, in unseren Demokratien wissen wir, wie schwierig es sein kann, auch nur einen Bahnhof zu bauen. Aber wenn man eben diese anderen Aspekte im Vorfeld nicht berücksichtigt, dann kann es sein, dass am Ende der Gesamtnutzen nicht so eintritt, wie man es sich erhofft hat. Da sehe ich eine der Stärken der Demokratie. Ja, es sind mühsame Prozesse, weil die verschiedensten Akteure Einfluss nehmen. Aber es besteht zumindest die Chance, dass diese verschiedenen ökologischen, sozialen und wirtschaftlichen Aspekte berücksichtigt und ausbalanciert werden.

Ralf M. Ruthardt | Sie haben auf den Blumenstrauß an Nachhaltigkeitsthemen und auf die Wechselwirkungen hingewiesen. Eine dieser Wechselwirkungen ist mir beim Stichwort „Staudamm“ in einer geostrategischen

Dimension eingefallen, was Nachhaltigkeit anbelangt. Da baut Äthiopien einen Staudamm, um mittels Wasserkraft Energie zu erzeugen. Währenddessen die Ägypter womöglich mit fatalen Auswirkungen für deren Landwirtschaft durch ausbleibenden Nilschlamm klarkommen müssen. Ausbalancieren – das ist hier wohl zu kurz gekommen.

Nun, wenn wir nochmals über Nachhaltigkeit, über Wechselwirkungen der Themenfelder und die Herausforderungen des Ausbalancierens nachdenken, dann sehen wir die Notwendigkeit, dass Wählerinnen und Wähler Achtsamkeit, Konzentration und Geduld in den demokratischen Prozess einbringen sollten. Womöglich wäre hier auch die Bildung als ein wesentlicher Faktor anzuführen, damit bei komplexen Nachhaltigkeitsthemen Informationen verstanden und bewertet werden können. Bei all den Aufgaben, die bei Politik, Journalismus und Wissenschaft liegen, müssen am Ende nicht wir Bürgerinnen und Bürger uns mehr Zeit nehmen, damit auf demokratischem Wege nachhaltige Lösungen gefunden werden? Haben wir quasi ein Bildungs-, Achtsamkeits- und Konzentrationsproblem als Gesellschaft in Deutschland?

Stefan Wurster | Die potenziellen Vorteile der Demokratie beruhen darauf, dass informierte und gestaltungsbereite Bürgerinnen und Bürger sich an der Diskussion beteiligen. Nur so kann am Ende auf informierter Basis eine Entscheidung herbeigeführt werden. Das Besondere an der Demokratie ist, dass keine Minderheit, sondern vom Prinzip her die Mehrheit entscheidet. Wichtig ist dabei, dass sie das auf einer guten Informationsgrundlage tut.

Dafür kann man verschiedenste Instrumente nutzen. Zum Beispiel einen Ombudsmann für zukünftige Generationen. Der kann dann etwa Fragen in den politischen Diskurs einbringen, die für zukünftige Generationen relevant sind.



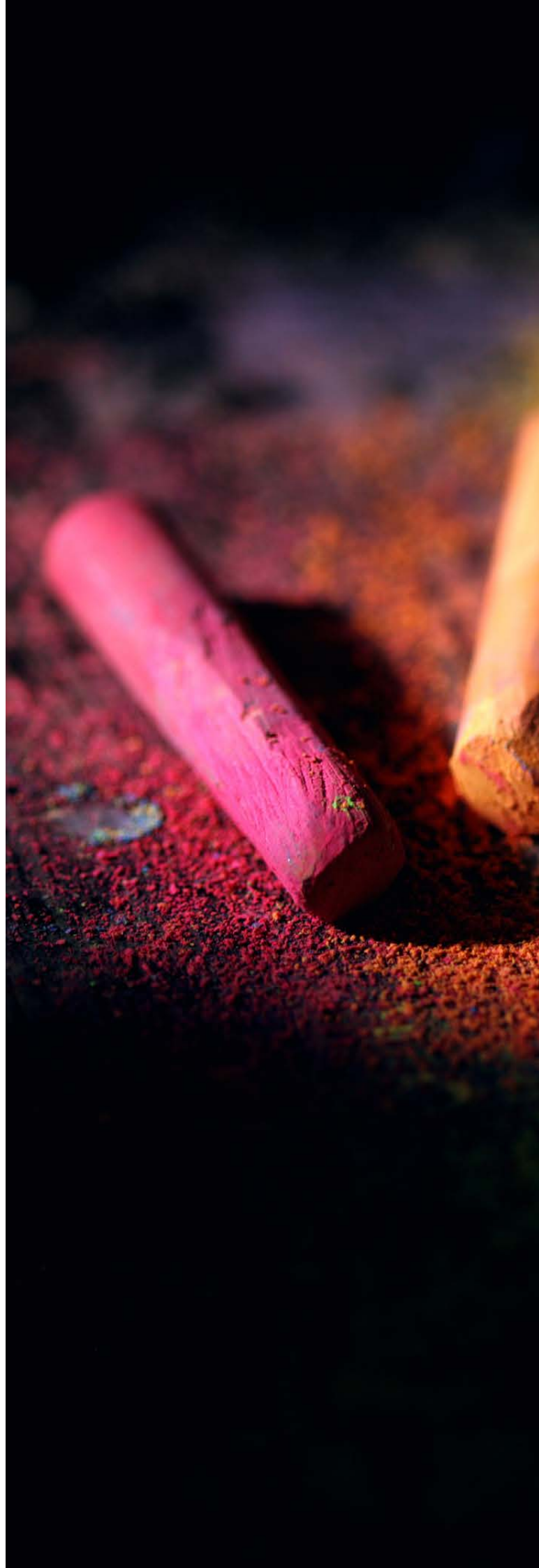
Wir haben solche Informationsinstrumente ja auch schon, wenn es etwa um eine nachhaltige Gesetzesfolgenabschätzung geht. Da wird geprüft, welche potenziellen Wirkungen eine Maßnahme langfristig haben kann. Das ist ein Instrument, um die Informationsbasis zu verbessern.

Ja, wir haben Probleme bei der Informiertheit, aber viele Informationsprobleme lassen sich mittlerweile auch sehr gut lösen. Gerade durch die neuen Technologien, die wir zur Verfügung haben. Da gibt es etwa auf Künstlicher Intelligenz basierende Analysetools. Die gewonnenen Informationen müssen natürlich in den demokratischen Diskurs einfließen. Wichtig für eine Interessenberücksichtigung zukünftiger Interessen durch heutige demokratische Mehrheiten ist die Schaffung von Win-Win-Situationen: Idealerweise müssen auch heute Betroffene jeweils von einer Maßnahme angemessen profitieren. Oder bei großen Transformationsprozessen einerseits bereit sein, etwas in Kauf zu nehmen und zugleich anteilig ausgeglichen werden. So schafft man Akzeptanz.

Ralf M. Ruthardt | Eigentlich bin ich keiner, der sogleich immer nach Studien ruft. Und dennoch: Gibt es repräsentative Erkenntnisse dazu?

Stefan Wurster | Wir haben eine Studie zur Nachhaltigkeitsabstimmung gemacht. Dabei haben wir uns in der Schweiz angeschaut, wie in deren Demokratie die Bevölkerung und das Parlament über Nachhaltigkeitsaspekte abgestimmt haben. Die Besonderheit der Schweiz ist ja, dass häufig sowohl das Parlament als auch die Bürger direkt mitbestimmen. Bei Volksabstimmungen gibt es dabei im Vorfeld eine dezidierte Informationspolitik, damit jeder Bürger die Chance hat, an Informationen zu kommen.

Unsere Studie zeigt, dass sowohl bei der





Abstimmung im Parlament als auch der direktdemokratischen Abstimmung in aller Regel die Lösung den Vorzug bekommen hat, die stärker die Interessen zukünftiger Generationen mitberücksichtigt. Insbesondere eben dann, wenn eine Win-Win-Situation auch für heutige Generationen gegeben ist.

Ralf M. Ruthardt | Die Schweizer haben natürlich eine besondere basisdemokratische Kultur – und möglicherweise geht damit einher, dass die Leute sich größtenteils zu den anstehenden Abstimmungen informieren.

Mit Blick auf Deutschland drängt sich mir die Frage auf, ob komplexe Sachverhalte einem eher nur eingeschränkt informierten wahlberechtigten Publikum gegenüberstehen. Denn nicht jede Information und nicht jeder Zusammenhang lässt sich in einem Reel oder Short mit 50 Sekunden kommunizieren.

Stefan Wurster | Direktdemokratische Tradition könnte hier Vorteile haben. In parlamentarischen Debatten lassen sich verschiedene Interessen allerdings auch differenziert artikulieren. Bei einer direktdemokratischen Abstimmung geht es ja schlussendlich um ein „ja“ oder ein „nein“. Wenn wir nach „ja-nein“ abfragen, dann tendiert auch die Informationspolitik nicht selten zu einer gewissen Polarisierung.

In einem demokratischen deliberativen Verhandlungsprozess kommt es dagegen häufiger zu Kompromissen. Eine Seite muss Abstriche machen – und dafür gilt es zu kompensieren. Da wäre zum Beispiel der Kohlekompromiss, den man in Deutschland gemacht hat. Ohne ins Detail zu gehen; da ging es auch um einen Kompromiss und man hat ihn gefunden. Das war aber nur möglich, indem man den betroffenen Regionen eine Kompensation angeboten hat. Ich würde sagen: Das war, trotz aller Mängel im Detail, eine Erfolgsgeschichte!

Ralf M. Ruthardt | In Deutschland haben wir Jahrzehnte des zunehmenden Wohlstands erlebt. Wird dabei die Gesellschaft „bequem“ und Nachhaltigkeit wird als etwas Anstrengendes oder Unangenehmes empfunden, weil es womöglich auf Privilegien zu verzichten gilt?

Und beim Blick in die Entwicklungs- und Schwellenländer: Die Not des Alltags ist womöglich so groß, dass man froh ist, gesättigt und gesund ins Morgen zu kommen – und für das Übermorgen mentale Kraft hat?

Stefan Wurster | Wir haben hier ein hohes Niveau und man versucht es zu halten. Nun müssen wir unsere Erfolgsstory erneuern. Wir haben eine alternde Gesellschaft. Das ist ja zunächst positiv, dass die Menschen älter werden. Gerade in den Entwicklungs- und Schwellenländern sind die Gesellschaften sehr jung. Das ist ein Indiz dafür, dass beispielsweise das Gesundheitssystem nicht gut funktioniert und die Kindersterblichkeit hoch ist.

Ausgleich macht Wandel möglich

Eine alternde Gesellschaft hat viele gute Implikationen, wenn es um zukünftige Generationen geht: Wir haben einen hohen Wissensstand. Der Wohlstand hat sich über die Zeit akkumuliert, was enorme Potenziale bietet. Natürlich gehen damit auch Herausforderungen einher. Insbesondere dann, wenn es um grundlegende Transformationsprozesse geht. In einer alternden Wohlstandsgesellschaft tut man sich grundsätzlich schwerer mit solchen Transformationen. Denn es gibt Menschen, die dabei viel zu verlieren haben. Die Älteren müssen bereit sein, zukünftige Interessen in den Blick zu nehmen. Im Unterschied zu einer Gesellschaft, die (noch) nicht reich ist, können wir in



Deutschland auch Kompensation für die Verlierer der Transformation aushandeln, womit ein Ausbalancieren von Interessen erleichtert werden kann.

Ralf M. Ruthardt | Mein Versuch eines Schlussgedankens: Als Bürgerin und Bürger hat man womöglich ab und an die Tendenz, an Politik, Journalismus und Wissenschaft alles Unangenehme zu delegieren und sich anschließend in Vorwürfen zu ergehen. Was geben Sie uns Bürgerinnen und Bürger als Wissenschaftler, der Sie sich mit Nachhaltigkeit beschäftigen, mit auf den Weg?

Stefan Wurster | Zukunftsdiskussionen werden oft von organisierten Interessen geprägt. Da gibt es Menschen in der Politik, welche in Legislaturperioden denken und wieder gewählt werden wollen. Da gibt es die Wählerinnen und Wähler, welche nur zu gerne Probleme in die Zukunft schieben und den Fokus auf das Hier und Jetzt legen. Das wird kein „Wähler-Bashing“, aber irgendwie müssen wir uns als Gesellschaft natürlich schon klar werden, was wir wollen.

Daher geht mein Appell in der Tat dahin, dass es informierter, engagierter Bürgerinnen und Bürger bedarf. Jede Demokratie fällt in sich zusammen, wenn eine Gesellschaft nicht ausreichend informierte, engagierte Leute hat. Und es braucht die Bereitschaft, unter gewissen Bedingungen auch kurz- und mittelfristig Nachteile in Kauf zu nehmen, damit eine Transformation der Gesellschaft langfristig Vorteile für möglichst viele bringen kann. Man denke an den Appell von John F. Kennedy: Nicht immerzu zu fragen, was kann der Staat oder die Gesellschaft für mich tun, sondern auch, was kann ich für die Gesellschaft tun. Diese Frage stellt sich auch uns immer wieder, gleichwohl wir eine wohlhabende Gesellschaft sind, in der sich erfreulicherweise sehr viele Menschen ehrenamtlich und bürgerschaftlich engagieren.



Prof. Dr. Stefan Wurster

lehrt und forscht an der Hochschule für Politik der Technischen Universität München. Neben dem Vergleich von Regimetypen steht die Policyanalyse in Politikfeldern mit Nachhaltigkeitsbezug im Zentrum seiner Forschung. Aktuell beschäftigt er sich mit der Untersuchung von Governancestrukturen, der nachhaltigen Regulierung von Energiemärkten sowie Policyvergleichen in den Feldern Innovations- und Umweltpolitik, sowie in Bezug auf neue Technologien wie etwa künstliche Intelligenz. Er berät dabei auch Politik und Gesellschaft zu Governance- und Nachhaltigkeitsfragen.

*„Polarisierung – spaltet,
aber treibt ebenso den Diskurs an.
Eine lesenswerte,
weil vielstimmige Anthologie.“*

Prof. Dr. Heiko Kleve

*„Zwischentöne im Lärm der Gegenwart.
Eine Anthologie, die nachhallt.“*

Kajta Schmitt

RALF M. RUTHARDT (Hrsg.)

Polarisierung *Dialog* Perspektivwechsel

Stimmen für ein offenes Miteinander
in herausfordernden Zeiten

Edition **PJB**

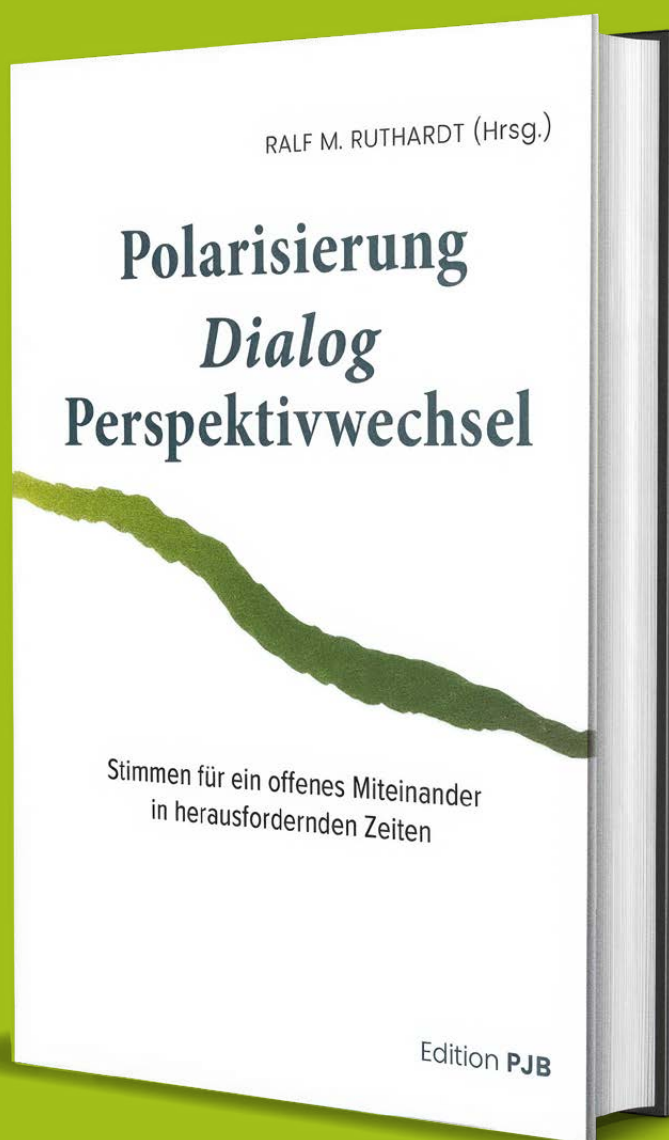
Polarisierung – Dialog – Perspektivwechsel

Ralf M. Ruthardt (Hrsg.)

Edition PJB

ISBN 978-3982574936

Taschenbuch | € 20



Liberalismus braucht Emotionen

Ralf M. Ruthardt im Gespräch mit
Vince Ebert



Mit Scharfsinn und wissenschaftlichen Fakten schreibt Vince Ebert Kabarettgeschichte: Wirkungsvoll verbindet er Physik, Humor und Gesellschaftskritik – und fordert sein Publikum dazu auf, eigenständig zu denken und nicht anderen das Denken zu überlassen.

Ralf M. Ruthardt | Schön, dass wir miteinander sprechen dürfen, lieber Vince Ebert, und ich freue mich einmal mehr, die Leichtigkeit erleben zu dürfen, mit welcher Sie ernste Inhalte auf eine zugängliche Weise transportiert bekommen. Man sagt ja, dass wir Menschen ungern mit moralischen Appellen konfrontiert werden. Mit Humor und Fakten offensichtlich schon, oder?

Vince Ebert | Ich glaube, dass die Leute sich gerne für etwas begeistern lassen. Das geht über Emotionen natürlich leichter – und in meinem Fall über den Humor. Mit einem Witz oder einer lustigen, unorthodoxen Geschichte lassen sich faktenbasierte oder wissenschaftlich begründete Dinge einfach besser vermitteln. Auch dann, wenn diese eventuell an den Weltbildern meiner Zuhörer rütteln. So versuche ich meinem Publikum den gesellschaftspolitischen Spiegel vorzuhalten. Einmal sieht man sich bestätigt und ein anderes Mal gibt es Anlass zum Nachdenken.

Ralf M. Ruthardt | Menschen mit liberalen Anschauungen dürften in Ihrem Programm viele Punkte finden, die eine Bestätigung sind. Gleichwohl hat der Liberalismus in den vergangenen Jahren wenig bis kaum die politische Agenda bestimmt. Was ist da schiefgelaufen?

Vince Ebert | Da habe ich meine eigene, etwas wilde These: Die Fakten sind auf der Seite des Kapitalismus. Alle Daten zeigen, dass kein anderes System als die freie Marktwirtschaft mehr Leute aus der Armut geholt hat. Hingegen haben es die Sozialisten immer wieder geschafft, ein gemütliches Herdfeuer zu entzünden. Deren Narrativ lautet: Schau,

das ist doch so schön, wenn alle gleich viel hätten. Damit bringt man die Masse der Menschen hinter sich.

Die Liberalen sind meist davon ausgegangen, dass die Daten doch eigentlich für sich sprechen würden, und haben sich gewundert, dass man es doch auf eine attraktive Weise kommunizieren müsste. Es ist ein Fehler, wenn man seine Argumente nicht mit Emotionen verbindet und den Leuten rüberbringt.

Ralf M. Ruthardt | Kommt hinzu, dass die Kapitalisten offensichtlich ab und an eine Arbeiterbewegung brauchen, wenn man mal wieder über das Ziel hinausgeschossen ist und den gemeinen Bürger aus dem Blick verloren hat? Blicken wir beispielsweise zurück auf die 1860er-Jahre. In dieser Phase der Industrialisierung gab es in Berlin massenhaft Arbeiterfamilien, in denen man die Kartoffelschalen mehrfach ausgekocht hat, um wenigstens nicht nur Wasser als Suppe zu haben. Währenddessen hatten die Kapitalisten eben nicht nur eine Haltung wie August Borsig. Es gab leider auch zu viele Unternehmer wie Louis Schwartzkopff, der in seiner Berliner Maschinenbau-AG die Leute sehr hart schufteten ließ.

Nun sind die vergangenen Jahre erfreulicherweise nicht mit den 1860er-Jahren vergleichbar. Ganz im Gegenteil. Aber sind womöglich die Liberalen zu sehr mit sich und der Gewinnerzielungsabsicht beschäftigt gewesen und haben nicht bemerkt, was gesellschaftspolitisch um sie herum geschehen ist?

Vince Ebert | Ich glaube schon, dass der



Mensch irgendetwas im Sinne des „Herdfeuers“ braucht. In Amerika, wo wir eine sehr individualistische Gesellschaft haben, ist das „Herdfeuer“ insbesondere in der Provinz die Kirchengemeinde. Dort ist die Kirche der Ort, an dem auch viele soziale Sachen geregelt werden. Da übernehmen zum Beispiel Gemeindemitglieder eine Alimentierungsfunktion, wenn es ihren Nachbarn mal schlechter ergeht. Urkapitalistisch, wie die USA nun mal sind, kommt man ohne dieses Gemeinschaftsding wohl doch nicht aus. In meinem Buch „Wot Se Fack, Deutschland?“ spreche ich davon, dass wir Menschen Herdentiere sind. Im Tierreich dagegen finden wir entweder die knallharten Einzelgänger, zum Beispiel Eisbären und Tiger, oder die totalen Rudeltiere, wie Bienen oder Termiten. Da opfert sich dann schon mal ein Teil des Schwarms, um die Königin zu schützen.

Ralf M. Ruthardt | Und wer sind wir Menschen? Tiger oder Termite?

Vince Ebert | Wir Menschen suchen beständig diese Balance zwischen Individualismus und Gruppendenken. Meiner Meinung nach muss beides in irgendeiner Form befriedigt werden. Sonst funktioniert unser Zusammenleben nicht. Sicherlich haben die knallharten Libertären oder vielleicht auch die Liberalen diese Gruppenbildungsmechanismen zu lange Zeit ein bisschen vernachlässigt oder ignoriert.

Ralf M. Ruthardt | Der Ökonom Friedrich August von Hayek steht für die Österreichische Schule und deren wirtschaftswissenschaftliche Erkenntnisse und Argumente. Gleichwohl lese ich in seinen Publikationen die Mahnung an das Individuum, eine moralische, gesellschaftliche Mitverantwortung zu übernehmen. Ich würde sagen, dass bei Hayek das einzelne Individuum mit einer Freiheit ausgestattet ist, aber auch in die freiwillige Selbstverpflichtung genommen wird. In die

Pflicht genommen gegenüber dem Fortschritt. In die Pflicht genommen gegenüber dem Gemeinwesen.

Vince Ebert | Hayek hat brillant erkannt, dass eine zu kollektivistische Gesellschaft die Individualität vernachlässigt. Da kommt man schnell an eine Schwelle, ab der in letzter Konsequenz Politik zu totalitären Mitteln greift. Die schwierige und nicht eindeutig beantwortbare Frage ist: Wie viel Individualität braucht man als Gesellschaft? Wie viel Gemeinwesen braucht man als Gesellschaft?

Freiheit braucht

Gemeinsinn

Ich glaube, dass eine Antwort darauf fließend und von kulturellen Parametern abhängig ist. Es gibt Gesellschaften, wenn man beispielsweise in den asiatischen Raum geht, die eher kollektivistisch sind. Es funktioniert, weil man dort anders sozialisiert ist. In den USA ist es mehr Individualismus und das funktioniert auch irgendwie. Wir in Deutschland und weiten Teilen Europas sind zwischendrin, derzeit leider mit einem zu großen Übergewicht zum Kollektivismus. Ich glaube, dass kollektivistische Gesellschaften oder Staatsformen, wenn sie den natürlichen Drang des Individualismus übergehen, mit der Zeit dysfunktional werden. Ein reiner Individualismus aber wird ebenso wenig funktionieren, da es das Gemeinwesen braucht.

Wir müssen das also austarieren. Ich halte es für sinnvoll, wenn man das Gemeinwesen wieder in die Hände der Individuen legt. Denn die kleineren Einheiten, nehmen wir Vereine, sind agiler. Da muss der Staat nichts oktroyieren und sich die Leute unterwerfen; das wäre kontraproduktiv.

Ralf M. Ruthardt | Wenn von oben nach unten Strukturen und Mechanismen staatlich



verordnet werden, verliert ein Gemeinwesen Flexibilität und Agilität, um auf Ereignisse erfolgreich reagieren zu können. Offenbar tragen Freiheit und Individualität zur Resilienz bei. Oder anders ausgedrückt: Kann sich eine kleine Gruppe und das Individuum als solches an Umfeldeinflüsse besser anpassen?

Vince Ebert | Da fällt mir Robin Dunbar ein. Der 78-jährige britische Anthropologe und Evolutionspsychologe ist für die sogenannte „Dunbar-Zahl“ bekannt. Diese Theorie besagt, dass Menschen nur etwa 150 bis 200 stabile soziale Beziehungen aufrechterhalten können – also Beziehungen, in denen man die andere Person kennt und ihre Verbindung zu anderen einschätzen kann. Diese Obergrenze ergibt sich laut Dunbar aus der kognitiven Kapazität des menschlichen Gehirns, insbesondere der Größe des Neokortex.

Das Fazit nach Dunbar ist also: In Gruppen bis ca. 150 Personen funktioniert Selbstorganisation und soziale Kontrolle noch relativ gut. Darüber hinaus werden formelle Strukturen, Hierarchien oder Institutionen notwendig.

Daran kann man erkennen, dass kleine Gruppen agiler und wirksamer sind. Natürlich braucht eine große Volkswirtschaft ein Rechtssystem und ein Gemeinwesen muss sich in Fragen der inneren und äußeren Sicherheit organisieren. Aber den Detaillierungsgrad staatlicher Regulierung, wie wir ihn zwischenzeitlich haben, braucht es sicher nicht.

Politik braucht Bodenhaftung

Aus diesem Grund läuft es ja auch in der Kommunalpolitik recht gut. Da wird bei einer Gemeinderatssitzung diskutiert und der Bürgermeister hat einen unbrauchbaren Vorschlag gemacht. Am nächsten Tag steht die

Frau vom Bürgermeister beim Metzger und bekommt gesagt, was ihr Mann für einen Blödsinn vorgeschlagen hat. Es gibt da sofort eine produktive Feedbackschleife. Mit Blick auf Berlin und Brüssel braucht es nur wenig Fantasie, um zu erkennen, dass man dort total entkoppelt von irgendeinem sinnvollen Feedback agiert. Entkoppelt vom normalen Volk und das spüren die Menschen.

Und nochmal: Selbst, wenn man in Berlin und Brüssel Gutes tun will – sie kriegen ja überhaupt kein Feedback zurück. Oder wie ich einmal auf Facebook geschrieben habe: „Warum treffen Piloten bessere Entscheidungen als Politiker? – Weil Piloten die Konsequenzen von schlechten Entscheidungen am eigenen Leib spüren.“

Je höher Sie im politischen System kommen, umso weniger tragen Sie die Konsequenz bei schlechten Entscheidungen. Und da rede ich jetzt noch gar nicht mal von Korruption oder von Ideologisierung.

Ralf M. Ruthardt | Lassen Sie mich einen Gedankensprung in die Softwareentwicklung machen. Je länger man eine Software weiterentwickelt und je öfter man Fehler bereinigt oder Umgehungslösungen schafft, umso eher wird das Ganze so komplex, dass es schlussendlich nicht mehr beherrschbar ist. Nun, für Experten ist mein Bild vielleicht stark vereinfacht, aber lassen wir es mal so stehen. Irgendwann muss die Entscheidung getroffen werden, ob man gänzlich neu entwickelt oder die Software auslaufen lässt – also vom Markt nimmt. Meistens gibt es einen Technologiesprung als Anlass, um frisch aufzusetzen. Meine Überlegung ist, ob wir bei gesellschaftlichen Systemen ebenfalls irgendwann mal an den Punkt kommen, wo man kreativ und wohlwollend Beziehungsgeflechte, Abhängigkeiten, Strukturen von Gefälligkeiten und so weiter durchbrechen muss – um nicht von Zerstören zu



sprechen. Wo möglich dürfen wir das Agieren von Donald Trump in den USA als eine solche Methode ansehen, mit der komplex gewordene öffentliche Verwaltungen durch eine destruktive (Zer)störung – im Sinne der Kreativitätsmethodik – einen Neuanfang und die Chance auf Optimierung bekommen.

Vince Ebert | Sprechen wir über das Parkinsonsche Gesetz: Eine Behörde vermehrt sich jährlich um etwa 5–7 %, unabhängig von der Menge der zu erledigenden Arbeit.

Ralf M. Ruthardt | ... so etwas finden wir auch in Konzernstrukturen ...

Vince Ebert | Am Anfang, als Start-up, ist alles irgendwie schnell und direkt. Dann wächst die Organisation und man muss Strukturen aufbauen. Abteilungen werden gebildet – und irgendwann verselbstständigt sich die Verwaltung ein Stückweit. Es ist nahezu unmöglich, dass dieser „Komplexheitsapparat“ von selbst klein und effizient bleibt.

Betrachten wir Technologiesprünge: Die Pferdedroschenbesitzer haben keinen Übergang zum Automobil geschafft. Die Segelschiffe haben keinen Übergang zum Dampfschiff. Das sind jeweils neue Marktteilnehmer gewesen. Weil große Konzerne dazu neigen, immer unflexibler zu werden.

In Berlin oder Brüssel redet jeder von Bürokratieabbau. Jeder redet von Steuervereinfachung. Aber was wird gemacht? Ein neues Gesetz ergänzt das bestehende Gesetz. Was hingegen Javier Milei – und teilweise auch Donald Trump – tun, ist ganz anders: Milei sagte, dass für jedes neue Gesetz zehn bestehende Verordnungen gestrichen werden müssen. Das macht Sinn. So muss das gehen.

Zurück zum selbsterhaltenden Momentum: Kein Bürokrat schafft sich selber gerne ab.

In Berlin und Brüssel lässt sich das leider beobachten.

Ralf M. Ruthardt | Jetzt haben wir als Bürgerinnen und Bürger die Möglichkeit, dass wir auf den wirtschaftlichen Niedergang oder eine geostrategische, kriegerische Auseinandersetzung warten. Dann dürfen wir in ein paar Jahrzehnten wieder von vorne anfangen. Oder wir bekommen es als Gesellschaft selber hin, dass wir die notwendigen harten Einschnitte realisieren: Die Mandate in den Parlamenten verringern. Die Beschäftigten in der öffentlichen Verwaltung halbieren – und die Digitalisierung bis hin zu Shared Services endlich angehen. Die Anzahl an Gesetzen und Verordnungen massiv zurückfahren ... und den Kommunen mehr Handlungsspielraum geben. Der Staat reduziert sein Agieren in Richtung des Notwendigen.

Es ist etwas wie das Zurückschneiden eines Apfelbaumes. Die Wassertriebe macht man weg – und anschließend werden die Äpfel größer und saftiger. Irgendwie ein passendes Narrativ. (lacht)

Vince Ebert | Wenn wir uns an Gerhard Schröder und seine Agenda 2010 erinnern, dann ist das ja ein Schnitt wie am Apfelbaum gewesen. Damals galt Deutschland als der kranke Mann Europas. Schröder hat das rückblickend zur Überraschung vieler gedreht bekommen. Das haben ihm die Sozialdemokraten nie verziehen.

Deutschland tut sich aus vielerlei Gründen schwer. In meinem Buch spreche ich vom Perfektionismus, den wir in uns haben. Wir können in Deutschland ganz schwer mit Unsicherheiten umgehen. Deswegen sind wir ja auch Weltmarktführer in Duscharmaturen und in Betonpumpen. Unsere Ingenieure sind erst zufrieden, wenn das Ganze zu 120 % funktioniert. (lacht)



Mut statt Fehlerangst

Während man in Amerika nach wenigen Monaten sagt: Wir „hauen“ die App jetzt mal raus und kümmern uns anschließend für die nächste Version um das Bugfixing, also die Fehlerkorrektur. Es sind zwei vollkommen unterschiedliche Herangehensweisen. Ich glaube, dass wir auch als Gesellschaften so agieren. Wir Deutschen versuchen, ein komplexes System als ein kompliziertes System zu betrachten und gehen mit unserer Gründlichkeit und unserer Fehleraversion zu Werke. Obwohl jeder sieht, dass wir uns z. B. in der Energiepolitik in eine Sackgasse verrannt haben – gehen wir trotzdem weiter. Was für ein Irrsinn!

Wir waren und sind immer noch fleißig. Wir mögen klug und emsig sein. Aber wir haben auch eine Beamtenmentalität: Wir delegieren gerne nach oben weg. Wir schauen zwischenzeitlich als große Industrienation auf die geringste Quote an Selbstständigen, weil viele Leute lieber als Ingenieur bei PORSCHE in einer sicheren Anstellung arbeiten, anstatt selbst ein Start-up als Zulieferer zu gründen.

Ralf M. Ruthardt | Das war nicht immer so. Auch in der Nachkriegszeit sind viele mittelständische Unternehmen entstanden und so manche haben sich mit Innovationen zu einem Weltmarktführer entwickelt. Gleichwohl sehen wir heute in Großkonzernen oftmals geradezu sozialistische Gebilde: Angestellte Topmanager mit kurzfristigen Zielen – und ohne nennenswerte persönliche Risiken.

Es scheint „da oben“ keiner mehr zu sein, der die persönlichen Konsequenzen seiner Entscheidungen und seines Handelns in relevanter Weise zu spüren bekommt. Hingegen die Menschen „da unten“ sehr wohl!

Vince Ebert | Es ist das Zentralistische – gerade in Westeuropa. Nicht nur wir leiden darunter. Wir können nach Paris oder Brüssel schauen. In meinem Buch und in meinen Vorträgen moniere ich, dass der Mittelstand früher politischer war – und heute kaum noch. Früher haben die Familienunternehmer der Politik gesagt, so geht das nicht, und haben sich eingemischt.

Irgendwann galt es als unschick, wenn man sich auf Verbandstagungen zu politischen Themen geäußert hat. Das ist ein großer Fehler. Die Unternehmer reden ja gerne von der gesellschaftlichen Verantwortung – was ich ja auch richtig finde – und doch ducken sie sich bei politischen Grundsatzentscheidungen weg. Man lehnt sich lieber nicht aus dem Fenster. Es wird dann immer gut begründet, aber eigentlich zeigt es einen fehlenden Wagemut.

Ralf M. Ruthardt | Haben wir uns als Gesellschaft vergaloppiert, indem wir feige geworden sind – oder um es etwas sachlicher zu formulieren, eher die Tendenz haben, öffentlich gut dazustehen, um sich selber und das damit verbundene Unternehmen nicht zu gefährden. Hier sei auf den gesellschaftspolitischen Roman „Das laute Schweigen des Max Grund“ verwiesen, welcher diese Frage aufwirft.

Vince Ebert | Ich glaube das auch. Natürlich ist vieles ob der sozialen Medien in den letzten Jahren anstrengender geworden. Als ich mich mit einem älteren Politiker unterhalten habe, hat dieser auf die Zeiten der Bonner Republik verwiesen. Da hat man einmal in der Woche eine Pressekonferenz abgehalten. Da sind die Journalisten von den fünf großen Zeitungen gekommen, haben mitgeschrieben und dann hat man die ganze Woche Zeit und Konzentration für die politische Arbeit gehabt.



Digitale Empörung dominiert

Und heute: Bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit musst du aufpassen, dass von dir nichts Negatives oder Skandalöses auf Instagram oder auf Twitter hochgeladen wird. Das hat natürlich nicht dazu geführt, dass man seine Meinung unbedingt vertritt. Denn der Shitstorm kann in einer Massivität rüberkommen, der man nicht unbedingt standhalten kann. Nun, das ist sicher nicht die alleinige Erklärung, aber ein Aspekt.

Ralf M. Ruthardt | Früher waren es die Leserbriefe in der Zeitung, die oftmals regelmäßig von den immergleichen Leuten geschrieben wurden. Das konnte man ignorieren und die Redaktion hat das ja auch im Griff gehabt. In den sozialen Medien, um diesen Blickwinkel aufzugreifen, haben wir es natürlich nicht mehr im Griff. Es drängt sich mir die Frage auf, ob wir womöglich als Journalisten und Politik den Blick zu sehr auf die sozialen Medien richten. Womöglich sind es dort auch die immergleichen Leute, die rumbrüllen, während der Großteil der Menschen arbeiten geht und seinen Job macht. Kann das auch sein?

Vince Ebert | Ja, das sehe ich auch so. Neulich habe ich einen Podcast mit Ben Berndt (Podcast: „ungeskriptet“) gemacht. Da kam zur Sprache, dass ihm viele Leute, die mit unorthodoxen und kontroversen Meinungen in der Öffentlichkeit stehen, unter vier Augen sagen, dass sie in den sozialen Medien wahnsinnig viel Kritik bekommen – und im normalen Leben von den Leuten nur Lob und Anerkennung. Es scheint anscheinend so, als ob die sozialen Medien keinesfalls die Öffentlichkeit repräsentativ abbilden. Wir sollten

diese Parallelwelt nicht mit der realen Welt verwechseln.

Ralf M. Ruthardt | Vielleicht sollten wir als Menschen die sozialen Medien einmal mehr durch ein inspirierendes Buch, eine erkenntnisreiche Recherche in der Zeitung oder durch einen guten Podcast ersetzen. Wir müssen uns mehr Achtsamkeit, Zeit und Konzentration für das nehmen, was an gesellschaftlichen und politischen Dingen eine Relevanz für uns hat.

Vince Ebert | Ich habe die große Hoffnung, dass wir zu einer positiven Form der Langsamkeit zurückkommen. Den Gedankenaustausch bei einem geselligen Abend. Die Begegnung an der Kasse beim Einzelhändler, der ein Smalltalk auf dem Parkplatz folgt. So wie bei meinem Vater. Sein soziales Netzwerk ist nicht Facebook, sondern der Stammtisch.

Ralf M. Ruthardt | Mit diesem Schlusswort binden wir den Strauß inspirierender Gedanken zusammen und überreichen ihn unseren Leserinnen und Lesern – als einen guten Grund zur Freude. Danke für Ihre Zeit, lieber Vince Ebert.

Vince Ebert

ist Diplom-Physiker und Kabarettist. Nach Stationen als Unternehmensberater startete er 1998 als Bühnenkünstler. Er präsentierte in der ARD einige Jahre die Sendung „Wissen vor acht – Werkstatt“ und ist einem breiten Publikum über seine Bücher und Kabarettprogramme bekannt.

<https://www.vince-ebert.com/>



wer liest schon lyrik



Wahrnehmung im Alltag

Bei der Arbeit
nicht gesehen,
obwohl seit frühmorgens
mit Fleiß
dabei.

Da liefere ich
Tag ein, Tag aus
Paket, um Paket ins Haus –
doch bin ständig
im Abseits.

Selten sind
ein freundliches Wort,
eine wertschätzende Geste.
Hartes Brot und abgestandenes Wasser
werden mir vor der Gourmetküche gereicht.

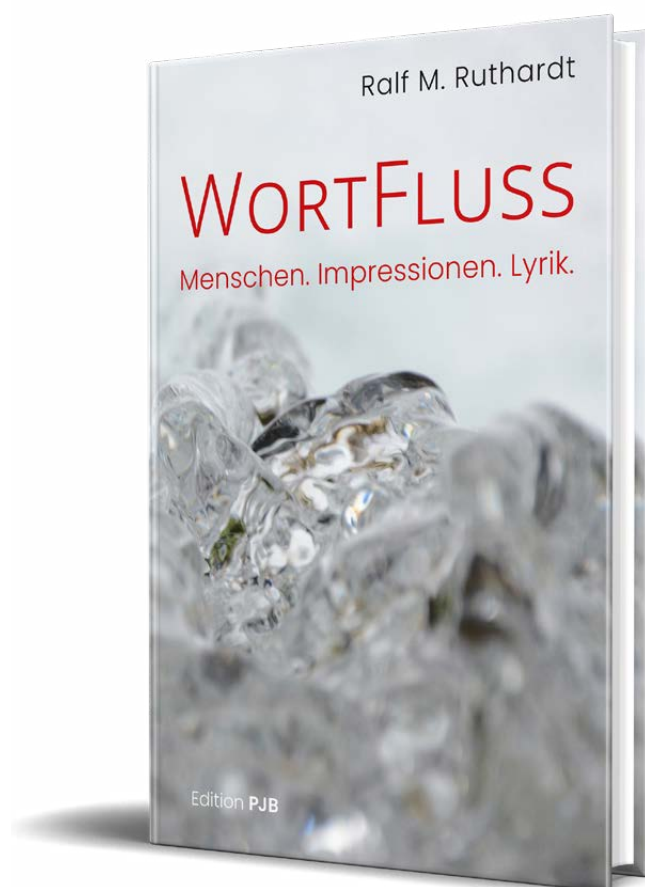
WortFluss

Edition PJB

Ralf M. Ruthardt

ISBN 978-3982574974

Hardcover | € 28



Soziale Sicherheit als Standortfaktor

Ralf M. Ruthardt im Gespräch mit
Agnes Conrad (MdB)

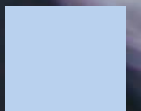


Foto: Bob Dmyt | pixabay



Die politische Linke erlebt derzeit einen bemerkenswerten Aufwind in den Umfragen – trotz wirtschaftlicher Unsicherheiten und wachsender Sorgen um den Standort Deutschland. In Zeiten hoher Energiepreise, Unsicherheiten bei der Rohstoffversorgung, geostrategischer Verwerfungen und politisch gesteuerter Energiewende sieht sich die deutsche Wirtschaft massiv unter globalem Wettbewerbsdruck. **MITMENSCHENREDEN** sprach mit der Bundestagsabgeordneten **Agnes Conrad (Die Linke)** über wirtschaftspolitische Strategien, den Mittelstand und die soziale Verantwortung von Unternehmen.

Ralf M. Ruthardt | Agnes Conrad, die jüngsten Umfragen zeigen: Die Linke gewinnt wieder an Zustimmung. Woran liegt Ihrer Einschätzung nach dieser Stimmungswandel – und welche Themen haben Sie politisch wieder näher an die Menschen gebracht?

Agnes Conrad | Ich habe das Gefühl, dass viele Menschen im Moment wie auf einer wackeligen Hängebrücke stehen: Unter ihnen die Unsicherheit, vor ihnen eine Zukunft, die man kaum erkennen kann. Und sie wünschen sich eine Politik, die ihnen die Hand reicht und sagt: „Du musst da nicht allein drüber.“

Viele spüren, dass ihre Sorgen in der derzeitigen Politik einfach durchrutschen. Niemand möchte noch eine Sparrunde, noch eine Belastung, noch ein „Da müssen Sie jetzt durch“. Die Menschen wollen Sicherheit im Alltag, beim Wohnen, im Job und bei den Lebenshaltungskosten. Und genau da setzen wir als Linke an.

Wenn ich in Unterfranken unterwegs bin, merke ich: Die Leute wollen keine Politik aus dem Hochglanzprospekt, sondern jemanden, der sieht, wie es ihnen wirklich geht. Wir hören zu, wir sprechen Probleme offen an, und wir schlagen Lösungen vor, die man anfassen kann: bezahlbare Mieten, faire Löhne und Arbeitsbedingungen. Das schafft Vertrauen.

Ralf M. Ruthardt | Viele Bürgerinnen und Bürger empfinden die wirtschaftliche Lage derzeit als angespannt: Inflation, Standort-

probleme, Energiepreise. Welche konkreten wirtschaftspolitischen Maßnahmen schlägt die Linke vor, um Arbeitsplätze in Deutschland zu sichern und neue zu schaffen?

Agnes Conrad | Wir wollen der Wirtschaftspolitik der aktuellen Bundesregierung eine grundlegende Alternative aus linker Sicht entgegenstellen. Gute Arbeit entsteht nicht, wenn der Staat sich zurücklehnt und hofft, dass „der Markt es schon richtet“. Das wäre wie ein Gärtner, der im Frühjahr einfach nicht gießt und darauf vertraut, dass der Regen schon irgendwann kommt. Wir glauben: Der Staat muss aktiv gestalten, besonders in schwierigen Zeiten.

Staat muss gestalten

Darum wollen wir ein großes, langfristiges Investitionsprogramm: in Industrie, Digitalisierung, Energieinfrastruktur und gerade auch da, wo Regionen abgehängt werden. Das stärkt die Beschäftigten und schafft neue, zukunftsgerichtete Jobs.

Ganz konkret heißt das für uns:

- Ein Preisdeckel für Energie für Haushalte und kleine und mittelständische Unternehmen, damit man wieder planen kann, statt jeden Monat zu zittern.
- Große öffentliche Investitionen in Bereiche, die wir alle brauchen –



Bahn, erneuerbare Energien, Pflege, Gesundheitswesen.

- Regionale Transformationsfonds, damit Unternehmen den Umbau stemmen können, ohne Arbeitsplätze zu verlieren.
- Einen umfassenden Aktionsplan zur Stärkung der Tarifbindung – öffentliche Aufträge nur an Betriebe mit Tarifbindung. Wer gute Arbeit schafft, soll auch bevorzugt werden.
- Eine klare industriepolitische Strategie – die eine Transformation hin zu nachhaltiger Produktion und zukunftssicheren Produkten befördert. Demokratische Wirtschaftsformen wie Genossenschaften wollen wir besonders fördern.

Am Ende geht es uns nicht um möglichst große Gewinne, sondern um eine Wirtschaft, die den Menschen Halt gibt.

Ralf M. Ruthardt | Der Mittelstand gilt als Rückgrat der deutschen Wirtschaft. Wie sieht die Linke den Mittelstand? Für welche strukturellen Änderungen in der Wirtschaftspolitik steht die Linke? Planen Sie gezielte Förderinstrumente für kleine und mittlere Unternehmen, oder stehen eher Großbetriebe und Konzerne im Fokus Ihrer Wirtschaftspolitik?

Agnes Conrad | Mittelständische Unternehmen sind meistens in ihrer Region verankert und können dort eine stabile Basis für die Menschen bieten. Wir helfen dabei, in diesem Bereich die Planbarkeit und Fairness zu stärken, indem wir z. B. flächendeckende Tarife fordern. Für kleine und mittlere Unternehmen fordern wir:

- *gezielte Entlastungen* bei Energie- und Produktionskosten,

- eine Unternehmensförderung, die wieder echte Mittelständler priorisiert statt globaler Konzerne,
- weniger Bürokratie in der Lieferkette. Berichtspflichten sollen v. a. bei den großen Importeuren liegen.

Unsere Wirtschaftspolitik richtet sich bewusst an die lokalen Akteure und Arbeitnehmer:innen – nicht an Konzerne, die ihre Gewinne in andere Länder verschieben.

Ralf M. Ruthardt | Zahlreiche Unternehmer klagen über hohe Abgaben, Bürokratie und Fachkräftemangel. Wie will die Linke erreichen, dass wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und soziale Verantwortung nicht als Gegensätze empfunden werden?

Agnes Conrad | Ich erlebe gerade im Mittelstand eine große Bereitschaft, Verantwortung zu übernehmen. Viele Unternehmerinnen und Unternehmer denken nicht nur an die nächste Bilanz, sondern an die Menschen, die jeden Tag mit ihnen arbeiten. Die wollen faire Löhne zahlen, sie wollen Fachkräfte halten, aber dafür brauchen sie ein Umfeld, das ihnen nicht ständig Steine in den Weg legt.

Politik muss die Basis legen

Für mich ist das ein bisschen wie bei einem gut laufenden Handwerksbetrieb: Wenn das Fundament stimmt, kann man solide bauen. Und dieses Fundament muss die Politik legen.

Wir setzen dabei auf drei Säulen:

1. Planungssichere Abgaben- und Förderstrukturen – keine ständig wechselnden Programme, sondern etwas, worauf man sich verlassen kann.



2. Echte Entbürokratisierung, die im Alltag spürbar wird: einheitliche digitale Standards, weniger Doppelzuständigkeiten, weniger Papierkram.

3. Fachkräftesicherung, indem wir in Ausbildung investieren, tarifgebundene Arbeit stärken, Arbeitsbedingungen verbessern und gezielte Zuwanderung ermöglichen.

Wirtschaftliche Stärke und soziale Verantwortung sind für mich keine Gegensätze – eher wie zwei Seiten derselben Medaille. Wenn Unternehmen verlässlich planen können und Beschäftigte gute Bedingungen haben, profitieren am Ende beide.

Ralf M. Ruthardt | Wenn Sie die wirtschaftspolitische Vision Ihrer Partei in einem Satz

zusammenfassen müssten – wie sähe ein „gerechtes und starkes Deutschland“ aus Ihrer Sicht aus?

Agnes Conrad | Für mich ist ein gerechtes und starkes Deutschland ein Land, in dem wirtschaftlicher Erfolg ein stabiles Fundament für alle ermöglicht – ein Land, das in Bildung, Infrastruktur und Klimaschutz investiert, statt bei den Menschen zu sparen, und in dem Wohlstand nicht oben hängen bleibt, sondern bei allen ankommt.

Ralf M. Ruthardt | Dank an Sie, Agnes Conrad, für Ihre Ausführungen und wir entlassen die Lesenden in ein selbstbestimmtes Nachdenken.

Agnes Conrad

ist Jahrgang 1997. Sie studierte Political & Social Studies in Würzburg und war vor dem Antritt ihres Mandates als Betriebsratsreferentin bei Schaeffler AG in Schweinfurt tätig. Seit 2025 für die Linke im Deutschen Bundestag, dort Mitglied im Ausschuss für Wirtschaft und Energie und Sprecherin ihrer Fraktion für die Themen Automobilindustrie und Handwerk.



Foto: Karl Reuter

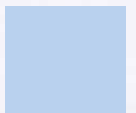


並木通り 5 丁目
Tel: 03-5537-2200
www.boucheron.com

Die Vector Stiftung:

Unternehmertum mit gesellschaftlichem Auftrag

Ralf M. Ruthardt im Gespräch mit
Edith Wolf





In einer Zeit großer Veränderung von Bildung, Technik und Gesellschaft steht Edith Wolf an der Schnittstelle von Philanthropie und Strategie. Als Vorständin der Vector Stiftung verantwortet sie das Stiftungsvermögen, die Förderstrategie und bringt ihre langjährigen Erfahrungen aus Wirtschaft und Non-Profit zusammen. Sie zeigt auf, welche Rolle Stiftungen bei der Förderung von Innovation, Gemeinwohl und regionaler Verantwortung spielen.

Ralf M. Ruthardt | Die Vector Stiftung, liebe Edith Wolf, wurde aus dem unternehmerischen Erfolg der *Vector Informatik GmbH* heraus gegründet. Welche Haltung steht dahinter bzw. ist gesellschaftliche Verantwortung für Sie als Vorständin ein moralischer Imperativ oder Ausdruck eines nachhaltigen Unternehmerverständnisses?

Edith Wolf | Jede Stiftung hat ihre eigene Entstehungsgeschichte. Unsere ist verbunden mit den Gründern der Vector Informatik GmbH. Eberhard Hinderer, Martin Litschel und Dr. Helmut Schelling, alle Jahrgang 1953, und der Gesellschafter Dr. Thomas Beck, Jahrgang 1963, sahen sich um das Jahr 2007 mit der Nachfolgefrage konfrontiert. In der Belegschaft machte man sich Gedanken, wie es wohl mit dem Unternehmen weitergeht, wenn die drei Gründer in den Ruhestand gehen. Ebenso war für die Kunden, die hauptsächlich aus der Automobilindustrie kommen, die Kontinuität im Management wichtig.

Man hat sich Gedanken gemacht und als Ergebnis sind 2011 die gemeinnützige Vector Stiftung und eine Familienstiftung, eine sogenannte Doppelstiftung, gegründet worden. Die *Vector Stiftung* besitzt 60 % der Anteile der Vector Informatik GmbH. Durch die Umwandlung in ein Stiftungsunternehmen hat man die Firma „praktisch unverkäuflich gemacht“, ihr Bestehen auf Dauer gesichert und der Zersplitterung der Gesellschaftsanteile durch eine wachsende Anzahl von Gesellschaftern vorgebeugt.

Ralf M. Ruthardt | Man erlebt immer wieder, dass erfolgreiche Unternehmer sich nicht über eine maximal große Yacht definieren ...

Edith Wolf | Von unseren Stiftern höre ich immer wieder, dass sie sehr dankbar für Rahmenbedingungen und die tollen, leistungsfähigen Mitarbeiter sind. Sie wollen der Gesellschaft etwas zurückgeben – und das mit Herz und Verstand.

Ralf M. Ruthardt | Hat die Stiftungsstruktur auch einen positiven Nebeneffekt für die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im operativen Business?

Edith Wolf | Ja, das würde ich so sehen. Die Unternehmenskultur ist nicht von Investoren getrieben und das wirkt sich positiv auf das Betriebsklima aus. Es ist die Art und Weise, wie man miteinander umgeht, erhalten geblieben.

Ralf M. Ruthardt | Gerne möchte ich die Logik einer Doppelstiftung verstehen, die man seitens der Gründer gewählt hat.

Edith Wolf | Die Familienstiftung dient der Versorgung der Familie. Und mit der gemeinnützigen Vector Stiftung geben die Stifter der Gesellschaft etwas zurück: „Am Erfolg unseres Unternehmens haben viele mitgewirkt. Deshalb sollen auch viele daran teilhaben“, ist der Leitgedanke der Stifter.

Ralf M. Ruthardt | Und wie fühlt es sich für Sie persönlich an, in einer solchen Stiftung wirken zu dürfen?



Edith Wolf | Ganz klar: Es ist eine Arbeit auf der Sonnenseite. Meine Aufgabe erfüllt mich und es macht mich sehr dankbar und zufrieden, wenn ich die Menschen und ihre Entwicklung sehe, die wir mit unseren Projekten fördern.

Meine Aufgabe besteht jedoch nicht ausschließlich in der Förderung. Es gilt auch die finanzielle Basis real zu erhalten beziehungsweise zu mehren. Da ist zum einen das Stiftungsvermögen in Form der erwähnten 60-prozentigen Beteiligung an der Vector Informatik GmbH. Dann gibt es da rund 60 Millionen Euro Finanzanlagen und einige Sozialwohnungen. Das ist unsere Substanz. Aus der Dividende und den Zinserträgen der Finanzanlagen speisen sich die Förderausgaben. Das sind etwa 12 Millionen Euro pro Jahr.

Ralf M. Ruthardt | Das ist ein beeindruckendes Förderbudget und in diesem Zusammenhang kommt mir eine Formulierung in unserem Grundgesetz in den Sinn: „Eigentum verpflichtet. Sein Gebrauch soll zugleich dem Wohle der Allgemeinheit dienen.“ Wie verstehen Sie diesen Satz im Kontext Ihrer Stiftungsarbeit und wie lässt sich dieser Anspruch in einer globalisierten Wirtschaft praktisch einlösen?

Edith Wolf | Dieser Satz aus dem Grundgesetz ist wichtig und relevant. Man muss das nicht in Form einer Stiftung umsetzen, aber man kann es so machen. Jedenfalls sehe ich in der Arbeit der Stiftung nichts Beliebiges. Ich habe den Anspruch an eine professionelle Führung und eine klare strategische Ausrichtung.

Ralf M. Ruthardt | Ist es so, dass die strategische Ausrichtung sich in den Ausschreibungen der Stiftung widerspiegelt?

Edith Wolf | Ja, wobei das Format von Aus-

schreibungen zwischenzeitlich ein Problem ist. Mittels KI werden die Ausschreibungen recherchiert und anschließend schüttet man uns mit nicht immer tauglichen Bewerbungen zu. Zurück zur strategischen Ausrichtung. Es ist wichtig, dass man das Problemfeld und die Mitwirkenden bei der Problemlösung im Blick behält: Wie groß ist das Problem, welches man lindern möchte? Hat die Herausforderung eine quantitative und qualitative Relevanz? Man muss sich im Themengebiet auskennen und es geht um Netzwerke, um den Überblick – und damit verbunden um den Wirkungsgrad. Wir fördern hier nicht isoliert, sondern sind Bestandteil einer Zusammenarbeit verschiedener Akteure.

Nah dran, wirksam handel

Bezüglich Ihrer Frage zur globalisierten Wirtschaft: Wir sehen Baden-Württemberg als Teil Europas und der Welt. Trotzdem fokussiert die Vector Stiftung ihre Förderung auf Baden-Württemberg. Das hat auch ganz praktische Gründe. Hier kennen wir uns aus. Auch im wohlhabenden Baden-Württemberg gibt es viel Armut. Die Armut wohnt nebenan. In Baden-Württemberg ist fast jedes fünfte Kind armutsgefährdet. Stuttgart hat 5300 wohnungslose Menschen. Das weiß fast niemand, deshalb unterstützen wir in der Region und auch Zielgruppen, die weniger im Fokus der Öffentlichkeit stehen, wie bspw. wohnungslose Menschen und chancenarme junge Erwachsene.

Die Stärkung der Region Baden-Württemberg als zukunftsfähiger Lebens- und Wirtschaftsstandort liegt der Vector Stiftung sehr am Herzen. Weil wir überzeugt sind, dass wir hier vor Ort am meisten bewegen können, konzentrieren wir uns bewusst auf Baden-Württemberg und die Region Stuttgart.



Ralf M. Ruthardt | Viele Stiftungen fördern, aber können sie auch Strukturen verändern? Nach welchen Kriterien wählen Sie Ihre Projekte aus und wie messen Sie, ob Ihr Engagement tatsächlich gesellschaftliche Wirkung entfaltet?

Edith Wolf | Stiftungen können keine Strukturen im öffentlichen Bereich ändern. Stiftungen können nur auf Ineffizienzen hinweisen, Debatten führen, neue Wege modellhaft aufzeigen oder eine Anschubfinanzierung leisten. Wenn Stiftungen untereinander und mit Politik, Verwaltung, Wissenschaft und Wirtschaft zusammenarbeiten, dann kann gemeinsam viel erreicht werden – sogar Strukturen könnten sich dann ändern.

Die Vector Stiftung fördert Projekte, die sich klare Ziele geben und nachvollziehbar beschreiben können, wie sie diese Ziele erreichen und messen wollen. Dabei geht es uns vor allem darum, welche Ergebnisse für die Zielgruppe erreicht werden sollen (Outcome) und nicht um den reinen Output (wie viele Workshops führen wir durch etc.). Trotzdem ist die Wirkung auf gesellschaftlicher Ebene nur eingeschränkt zu messen – wenn man ehrlich ist. Denn Seiteneffekte, allgemeine Reifeprozesse etc. lassen sich nicht rausrechnen, wenn man einzelne Projekte im Bildungsbereich evaluiert.

Einfach machen, klug begleiten

Wir sind eine sehr praxisorientierte Stiftung. Wir investieren unsere Gelder gemäß unserer Strategie in erfolgsversprechende Projekte, statt auf der Metaebene zu viel über Wirkung zu reflektieren. „Einfach machen“ ist für uns wichtig. Wir fördern Personen und Projekte, die uns überzeugen und keine Studien bzw. großen Evaluationen. Wir begleiten Projekte eng, führen Meilensteingespräche, lernen

gemeinsam mit den Projekten zu den für uns wichtigen Themen. Ich würde sagen, wir sind ein „critical friend“. Gleichzeitig setzen wir auch auf Vertrauen und ein schlankes Reporting. Wir wollen keine bürokratischen Hürden aufbauen.

In Bereichen wie Wohnungslosigkeit lässt sich Wirkung besser messen (z. B. Anzahl an gebauten, vermittelten Wohnungen, Anzahl Auszüge etc.). Aber in Projekten, in denen es um Kompetenzentwicklung, Haltungsveränderung oder Bildungsprozesse allgemein geht, ist das schwierig und die Debatte darüber häufig auch sehr abgehoben.

Ralf M. Ruthardt | Die Projekte *eCO2Capture* und Ihr Engagement gegen Wohnungslosigkeit sind sehr unterschiedlich – es eint sie aber ein praktischer Nutzen für Mensch und Umwelt. Was waren Ihre Beweggründe für diese Themen und was lässt sich aus diesen Projekten über die Wirksamkeit verantwortungsvollen Unternehmertums ableiten?

Edith Wolf | Die Themen *eCO2Capture* und das Engagement gegen Wohnungslosigkeit spiegeln unseren Anspruch wider, sowohl ökologische als auch soziale Herausforderungen aktiv anzugehen. Bei *eCO2Capture* steht die Suche nach innovativen Lösungen für den Klimaschutz im Mittelpunkt. Das Projekt hat im Rahmen unserer Ausschreibung „Forschung für den Klimaschutz“ überzeugt.

Unser Einsatz gegen Wohnungslosigkeit ist Ausdruck unseres Verständnisses für soziale Teilhabe und Chancengerechtigkeit. Bezahlbares Wohnen entwickelt sich zur sozialen Frage unserer Zeit.

Wichtig ist, dass sich unsere Förderungen gut ergänzen und Synergien genutzt werden – sowohl unter Förderpartnern wie auch zwischen unseren Themen und Projekten. Wenn uns das gelingt, dann erzielen wir deutlich



mehr Wirkung als mit der Summe einzelner Projekte.

Ralf M. Ruthardt | Wenn Sie in die Zukunft blicken: Wie könnte sich die Rolle unternehmerisch geprägter Stiftungen entwickeln, gerade in Zeiten, in denen Staat und Politik oft an ihre Grenzen stoßen? Braucht es mehr solche eigenverantwortlichen Akteure im gesellschaftlichen Gefüge?

Edith Wolf | Auch unternehmerisch geprägte Stiftungen können an ihre Grenzen stoßen, gerade dann, wenn es den Unternehmen wirtschaftlich nicht gut geht. Aktuell sind viele Unternehmen in der Krise. Wenn Unternehmen trotz Krise und sinkender Gewinne weiterhin gesellschaftlich hoch engagiert bleiben, dann muss man davor wirklich den Hut ziehen. Ein großes Vorbild war hier Robert Bosch. Er hat in Krisenzeiten, also während des 1. und 2. Weltkrieges, sein philanthropisches Engagement sogar erhöht, obwohl es dem Unternehmen auch schlecht ging. Seine Haltung war, dass man gerade in Krisenzeiten mehr für die Gesellschaft tun muss.

Die Vector Stiftung hat in 2025 ihr Budget nur minimal verringert, da die letzte Dividende aus dem Unternehmen etwas kleiner ausfiel. Wir haben das Glück, dass wir eine schwäbische Stiftung sind und noch ein gutes „Sparkässle“ haben. Ich bin überzeugt, dass verantwortungsvolles Unternehmertum seine größte Kraft entfaltet, wenn es Werteorientierung mit Innovationsgeist verbindet.

Unternehmerisch geprägte Stiftungen zeichnen sich oftmals durch ihre „Macherart“ aus – einfach machen, schnelle Entscheidungen treffen und im Projektmanagement-Modus arbeiten. Das ist beim Staat und in der Politik meist grundsätzlich anders. Ich habe aber ganz tolle Erfahrungen mit hervorragender Zusammenarbeit z. B. mit der Stadt Stuttgart gemacht. Wenn etwas nachhaltig, groß und

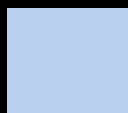
in der Breite funktionieren soll, dann müssen Stiftungen mit dem Staat und der Politik zusammenarbeiten. Schauen Sie sich gerne mal unsere Lernwerkstatt in Weilimdorf an. Ein gelungenes Beispiel einer tollen Kooperation von Stadt Stuttgart, Land BW, Firma Vector und 7 Stiftungen. <https://vector-stiftung.de/lernwerkstatt/>

Unsere Stiftungsarbeit lebt von der Zusammenarbeit mit engagierten Partnern und dem gemeinsamen Ziel, gesellschaftlichen Wandel aktiv und nachhaltig zu gestalten.



Edith Wolf

(geboren 1971) studierte Wirtschaftswissenschaften an der Universität Hohenheim. Nach zwölf Jahren im internationalen Einkauf bei debis/T-Systems wechselte sie zur Robert Bosch Stiftung, bevor sie seit Juli 2016 die Vector Stiftung in Stuttgart als Vorständin leitet.



Jetzt KOSTENLOS abonnieren!

www.mitmenschenreden.de

Wo Bildung Wirkung entfaltet

Dieter-Schwarz-Stiftung baut ein Bildungsökosystem auf

Ralf M. Ruthardt im Gespräch mit
Prof. Dr. Bärbel Renner

Foto: Lliein-Kredfeld | pixabay



Die *Dieter-Schwarz-Stiftung* hat in den vergangenen Jahren ein beispielgebendes Bildungs-ökosystem aufgebaut – von früher Förderung über Hochschulen bis zur angewandten Künstlichen Intelligenz. Im Gespräch erläutert Prof. Dr. Bärbel Renner, wie Bildung Handlungsfähigkeit schafft, Regionen stärkt und warum langfristige Investitionen entscheidend für gesellschaftliche Zukunftsfähigkeit sind.

Ralf M. Ruthardt | Frau Prof. Dr. Renner, die *Dieter-Schwarz-Stiftung* verfolgt seit vielen Jahren einen bemerkenswerten gesellschaftlichen Ansatz. Was war – soweit Sie es aus der Nähe wahrnehmen – die ursprüngliche Motivation von Dieter Schwarz, sein Vermögen in Bildung und gesellschaftliche Projekte zu investieren?

Bärbel Renner | Der Unternehmer Dieter Schwarz gründete vor 25 Jahren seine Stiftung, um seine Heimatstadt und die Region stark zu machen für die Zukunft. Sein Motto lautet: „Bildung ist unser wichtigster Rohstoff.“ So startete die Stiftung zunächst mit der Förderung von Stiftungsprofessuren. Bald folgte die erste Bildungseinrichtung, die sich auf die Bereiche Kindergarten, Schule und Sprachförderung konzentrierte.

Es folgte dann die Errichtung des Bildungscampus, der sich inzwischen in der dritten Erweiterungsstufe befindet, die Josef Schwarz Schule, die Erweiterung der experimenta zum größten Science Center Deutschlands sowie die Gründung der Campus Founders als großes Startup Center. Unser sicher größtes Projekt, der Innovation Parc Artificial Intelligence IPAI, feierte mit dem Spatenstich am 21. Oktober 2025 den Start der Bauarbeiten für ein 30 ha großes Gelände. Hier wird Europas größte Plattform für künstliche Intelligenz entstehen.

Ralf M. Ruthardt | Viele Menschen verbinden große Vermögen zunächst mit Luxus oder Distanz zur Gesellschaft. Inwiefern bietet das Wirken der Dieter-Schwarz-Stiftung ein

Gegenmodell, das geradezu beispielhaft für gesellschaftliche Verantwortung steht?

Bärbel Renner | Unser Stifter stellt in der Tat das Gegenmodell dar. Er trägt in vielfältiger Weise zu einer positiven Entwicklung der Stadt und der Region bei und übernimmt in vielfältiger Weise mit einem außergewöhnlich großen Engagement gesellschaftliche Verantwortung.

Ralf M. Ruthardt | Die Stiftung ist in unterschiedlichen Bereichen aktiv – von Hochschulen und Forschung über Gründungsförderung bis hin zur frühen Bildung. Was ist die verbindende Leitidee, die diese Felder zusammenhält?

Bärbel Renner | Die verbindende Leitidee könnte man als eine „Bildungskette“ sehen. Wir beginnen mit einer Einrichtung für frühkindliche Förderung, widmen uns ebenso dem Bereich des Kindergartens wie der Grundschule – mit einem Fokus auf Sprachförderung. Die erwähnte experimenta begeistert junge Menschen ab drei für Naturwissenschaften und Technik und vermittelt anschaulich und spielerisch Fragen der Wissenschaft. An diese Förderung schließt sich ein einzigartiges Portfolio im Bereich von Hochschulen und Weiterqualifizierung an: neben der Hochschule für angewandte Wissenschaften Heilbronn gibt es auf unserem Bildungscampus einen Standort mit der Dualen Hochschule Baden-Württemberg zudem mit dem DHBW CAS die Masterstudiengänge der DHBW und mit der TU München sowie der ETH Zürich zwei Exzellenz-Universitäten



von internationalem Format. Forschungseinrichtungen wie die Institute von Steinbeis, Fraunhofer und Max Planck runden dieses einzigartige Ökosystem ab.

Wir sind überzeugt, damit eine Welt mitzugestalten, in der Bildung und Wissen allen offensteht, Innovation dem Wohle aller dient und die Lebensqualität kommender Generationen sichert.

Ralf M. Ruthardt | Sie selbst verantworten das gesamte Bildungsprogramm von der Schwangerschaftsberatung bis hin zu Angeboten für Jugendliche. Wie würden Sie den Kernauftrag Ihres Bereichs beschreiben?

Bärbel Renner | Derzeit erstreckt sich mein Verantwortungsbereich, wenn wir in einer Altersspanne denken, von 0–18 Jahren. Wir beginnen mit unserem Haus der Familie bereits bei der Beratung von Schwangeren.

Bildung stärkt von Anfang an

Mein Ziel ist es, Kinder und Jugendliche bestmöglich auf die Herausforderungen der Zukunft vorzubereiten und sie bestmöglich zu unterstützen. Daher liegt ein Schwerpunkt zum Beispiel auf der Sprachförderung. Hier stehen die Schulen aufgrund der zunehmenden Heterogenität der Klassen und unterschiedlicher Muttersprachen vor besonders großen Herausforderungen. Wir unterstützen aber auch im Bereich von KI in der Bildung, denn auch hier ergeben sich neue Aufgabenfelder. Uns ist es wichtig, Jugendlichen Mut zu machen und ihnen Orientierung zu geben. Dies kann für den einen ein besonderer Wettbewerb sein, bei dem seine Talente zum Tragen kommen, für den anderen ein Projekt im Jugendforschungszentrum der experimenta, um an einem Jugend forscht-Projekt mitzuwirken.

Ralf M. Ruthardt | Sie haben einmal gesagt: „Bildung garantiert Handlungsfähigkeit und schützt vor Angriffen.“ Können Sie an einem Beispiel erläutern, wie die Stiftung genau hier eine Schutz- und Stärkungsfunktion für Kinder, Jugendliche und Familien ausübt?

Bärbel Renner | Ich bin überzeugt, dass Sprache der Schlüssel für alles ist und die zentrale Kompetenz für jeden Bildungsweg. Zudem ist eine gute Medienkompetenz in Zeiten von Populismus und aufgeheizten Social-Media-Diskursen enorm wichtig, um sich reflektiert eine eigene Meinung zu bilden. Auch ein verantwortungsbewusster Umgang mit KI-Tools zählt für mich zu einer notwendigen Qualifizierung für Jugendliche.

Daher bin ich überzeugt, dass wir gerade in herausfordernden Zeiten Bildung brauchen. Bildung ist der Schlüssel zu einer demokratischen Gesellschaft und auch einer prosperierenden Wirtschaft.

Wir leben in ungewissen Zeiten, lieben aber natürlich alle mehr die Gewissheiten. Daher ist es eine große Verantwortung, Kinder und Jugendliche heute zu befähigen, mit Unsicherheit umzugehen und gut vorbereitet zu sein für ihren zukünftigen Weg.

Ralf M. Ruthardt | Viele Initiativen wirken kurzfristig, laufen sich dann aber tot. Was tut die Stiftung, um ihre Bildungsangebote langfristig zu sichern und dauerhaft gesellschaftlich wirksam zu halten?

Bärbel Renner | Sie sehen ja, wie umfangreich wir bauen und wie stark unser Bildungscampus inzwischen gewachsen ist. Derzeit errichten wir weitere 160.000 m² Fläche für den Bedarf der von uns geförderten Bildung und Wissenschaftseinrichtungen. Dies zeigt allein die Langfristigkeit unseres Engagements. Auch bei anderen Initiativen und Projekten ist es uns enorm wichtig, nach-



haltig zu investieren und Bildungsangebote langfristig zu sichern.

Ralf M. Ruthardt | Wenn Sie in die nächsten 10 bis 20 Jahre blicken: Welchen Beitrag kann die Dieter-Schwarz-Stiftung aus Ihrer Sicht leisten, um Heilbronn – und vielleicht sogar Deutschland – in Fragen der Bildung und gesellschaftlichen Teilhabe spürbar voranzubringen?

Ein Ökosystem für Morgen

Bärbel Renner | Ich denke, in 10 bis 20 Jahren wird sich unser Innovationsökosystem weiterentwickelt haben. Das heißt, die Akteure werden sich noch intensiver vernetzt und gemeinsam an Innovationen gearbeitet haben. Denn Innovationen sichern unseren Wohlstand und sorgen für nachhaltige Prosperität.

In zehn Jahren wird unser IPAI wohl vollumfänglich gebaut und im Einsatz sein. Er versteht sich als Europas größte Plattform für angewandte künstliche Intelligenz. Ziel ist es, Talente, Wissenschaftler, mittelständische Unternehmen und globale Konzerne an einem Ort zu vernetzen, um gemeinsam an einer europäisch souveränen KI-Landschaft zu arbeiten. Insbesondere auch eine ethisch verantwortungsvolle KI. Daher nennen wir den IPAI auch „Global Home of human AI“. Sicher werden sich aber auch alle unsere Bildungseinrichtungen weiterentwickeln und die Angebote entsprechend der Bedarfe im Bildungsbereich haben – ob es sich um benachteiligte Kinder oder hochbegabte Jugendliche handelt.

Wie gesagt: wir möchten junge Menschen befähigen und motivieren, Zukunft zu gestalten. Dies ist in Zeiten, in denen uns oft der Optimismus abhandenkommt, wichtiger denn je.

Prof. Dr. Bärbel Renner

studierte Germanistik und Geschichte in Tübingen und Wien, promovierte nebenberuflich an der LMU München. Nach Stationen im Verlagswesen hatte sie zehn Jahre eine Professur an der DHBW inne; sechs Jahre davon war sie Mitglied der Hochschulleitung. Von 2017–2025 war sie in der experimenta tätig. Davon zweieinhalb Jahre als Geschäftsführerin. Seit April 2025 ist sie Geschäftsführerin der Dieter-Schwarz-Stiftung.



Respekt als demokratische Ressource

Über das Engagement der Körber-Stiftung

Ralf M. Ruthardt im Gespräch mit
Julian Claaßen und Sven Tetzlaff



Die Hamburger **Körber-Stiftung** zählt zu den bedeutendsten privaten Stiftungen Deutschlands. Sie wurde 1959 von dem Unternehmer und Erfinder Kurt A. Körber gegründet – mit dem Ziel, gesellschaftliche Verantwortung und unternehmerisches Denken miteinander zu verbinden. Heute engagiert sich die Stiftung in zahlreichen Themenfeldern, von Bildung und Wissenschaft über internationale Verständigung bis hin zu Demokratie und gesellschaftlichem Zusammenhalt.

Im Gespräch mit Julian Claaßen, er verantwortet den Bereich Kommunikation der Körber-Stiftung, und Sven Tetzlaff, Leiter des Bereichs Demokratie und Zusammenhalt, geht es um die Frage, wie gesellschaftlicher Dialog gelingen kann – in Zeiten wachsender Polarisierung, digitaler Entfremdung und schwindender Orte der Begegnung. Das Gespräch zeigt eindrucksvoll, wie die Stiftung versucht, aus ihrer hanseatischen Tradition heraus Brücken zu bauen: zwischen Meinungen, Milieus und Generationen.

Ralf M. Ruthardt | Lassen Sie uns mit der Frage nach der Motivation des Stifters beginnen, welcher bereits Ende der 1960er-Jahre sein gesellschaftliches Engagement in der Körber-Stiftung institutionalisierte.

Julian Claaßen | Ich steige mit einem Gedanken ein, den unser Stifter niedergeschrieben hat. Er legt den gesellschaftlichen und unternehmerischen Erfolg von Kurt A. Körber sehr anschaulich dar. Körber war als Unternehmer immer auf der Suche nach der entsprechenden Marktlücke. Es galt, als Erster und zur richtigen Zeit den Markt mit Innovationen zu versorgen. Dabei galt seine Aufmerksamkeit nicht nur dem Produkt, sondern er hatte auch den Blick auf die Abnehmer dieses Produktes.

Diesen unternehmerischen Gestaltungswillen hat er auch auf die Gesellschaft übertragen. So, wie er Marktlücken im unternehmerischen Umfeld gesucht hat, hat er die Felder gesehen, in welchen der Staat noch nicht tätig war, es aber Not zu wenden galt. So engagierte sich Körber in Themenfeldern, die nicht genuine Aufgabe des Staates sind oder wo dem Staat die Mittel fehlen.

Ralf M. Ruthardt | Ich erkenne in Ihrer

Beschreibung einen Unternehmer, der als Stifter den Willen hatte, die Gesellschaft mitzuprägen. Lassen Sie uns Kurt A. Körber verstehen.

Julian Claaßen | Er war ein bemerkenswerter Unternehmer, Ingenieur und Kulturförderer – eine Persönlichkeit, die wirtschaftlichen Erfolg konsequent mit gesellschaftlicher Verantwortung verband. Der Gesellschaft etwas zurückzugeben, war ihm ein Anliegen.

Ich denke, wir müssen in sein Elternhaus hineinblicken, um Körber besser zu verstehen. Er hat eine eher sozialistische Erziehung erhalten. Seine Mutter engagierte sich für die USPD – also die *Unabhängige Sozialdemokratische Partei Deutschlands*. Das war eine linkssozialistische Abspaltung der SPD während des Ersten Weltkriegs. Auch stand seine Mutter den revolutionären Ideen Rosa Luxemburgs nahe.

Sven Tetzlaff | Bei ihm verband sich der ausgesprochen erfolgreiche industrielle Unternehmer und Ingenieur, der in Hamburg ein großes Vermögen gemacht hat, mit dem Bürger, der diesen wirtschaftlichen Erfolg mit der Gesellschaft teilen wollte. Im Land der



Dominanz der Geisteskultur, der Denker und Dichter hat gerade der technische Berufsstand immer auch nach Wegen gesucht, gesellschaftliche Anerkennung zu gewinnen und mitzugestalten.

Julian Claaßen | Diese Einstellung spiegelt sich auch in einem Zitat von Kurt A. Körber: „Für mich ist die Stiftung nicht irgendein persönliches Hobby, das ich mir leiste, wie andere sich aufwendige Hobbys leisten, sondern meine Lebensaufgabe sehe ich darin verwirklicht, dass ich die ökonomische Zielsetzung, nämlich ein Unternehmen aufzubauen und materielle Gewinne zu erzielen, verbunden habe mit der sozialkulturellen Zielsetzung, die Gesellschaft, in der und von der ich lebe, durch gemeinnützige Aktivitäten zu stärken.“

Ralf M. Ruthardt | Nachdem wir uns ein Bild vom Stifter machen konnten, sollten wir auf die Stiftung als solche eingehen.

Julian Claaßen | Als Körber-Stiftung legen wir großen Wert darauf, weltanschaulich, religiös und parteipolitisch unabhängig zu bleiben. Wir sind eine Unternehmensbeteiligungsstiftung und Alleinaktionärin der Körber AG. Die Körber AG ist ein weltweit operierender Technologiekonzern, mittlerweile mit 13.000 Mitarbeitenden. Aus dieser Beteiligung erhalten wir eine jährliche Dividende. Zusätzlich sind wir in Immobilien investiert. So konnten wir beispielsweise in 2024 rund 28 Millionen Euro für unsere gemeinnützige Arbeit aufwenden. Dabei nimmt die Körber AG keinen Einfluss auf unsere operative Arbeit und umgekehrt nimmt die Stiftung keinen Einfluss auf das Unternehmen. Es gibt da eine ganz klare Trennung.

Ralf M. Ruthardt | Wie lässt sich der Stiftungsauftrag in einem Satz beschreiben?

Julian Claaßen | Gesellschaft besser

machen. Das ist der Claim unserer Stiftung und zugleich die Vision. Und: Wie machen wir die Gesellschaft besser? Mit dieser Frage kommen wir zur Mission unserer Stiftung und zu unserem operativen Stiftungshandeln.

Wir haben zwei Themenschwerpunkte: Polarisierung begegnen; also wie reagieren wir auf die zunehmende Polarisierung in der Gesellschaft. Und wir wollen als Stiftung Europa stärken.

Ralf M. Ruthardt | Lassen Sie uns den Fokus auf die polarisierte Gesellschaft legen und greifen wir dazu das Projekt „Respekt im Rat“ heraus. Das erscheint mir als ein aktuelles und wichtiges Projekt zu sein, weil Zivilgesellschaft und Politik dort unmittelbar eine Schnittmenge bilden.

Begegnung ermöglichen – Teilhabe stärken

Julian Claaßen | Dazu wird Sven Tetzlaff gleich einen Einblick geben. – Ich möchte zuvor einige weitere Beispiele unseres Handelns anführen, damit das Spektrum deutlich wird. Da geht es in Projekten unter anderem um die Stärkung von Ehrenamtlichen. In anderen Projekten geht es um das Fördern von digitaler Teilhabe und Medienkompetenz bei älteren Leuten und auch bei Kindern und Jugendlichen. Wir bieten Menschen einen ganz besonderen Begegnungsort: das Körber-Haus in Hamburg-Bergedorf. Es ist ein offener, kommerzfreier Raum, ein Treffpunkt für alle Generationen und Kulturen. Hier kann man sich ehrenamtlich engagieren, unsere Angebote nutzen oder Veranstaltungen der Körber-Stiftung besuchen. Es sind also Orte, wo Menschen miteinander in den Dialog kommen. Einen Raum für den sachlichen Diskurs und die Debatte bieten wir auch mit



unserem KörperForum in der HafenCity. Dort bieten wir der Bürgergesellschaft jährlich rund 80 kostenfreie Veranstaltungen zu aktuellen und gesellschaftlich relevanten Themen an. Themen, die die Menschen bewegen.

Ralf M. Ruthardt | Mit diesen dialogfördernden Plattformen war die Körber-Stiftung quasi der Zeit voraus: Denn man bietet das ja schon seit langer Zeit an und nicht erst neuerdings, wo man eine Spaltung der Gesellschaft fühlt.

Julian Claaßen | Richtig, das Dialogische verfolgt unsere Stiftung seit Anbeginn. Dafür steht auch der Bergedorfer Gesprächskreis – unser ältestes Projekt und das einzige, das so explizit in unserer Satzung genannt wird.

Seit 1961 diskutieren hier hochrangige internationale Expertinnen und Experten in vertraulicher Runde Grundfragen deutscher und europäischer Außen- und Sicherheitspolitik. Er gründet auf der Überzeugung, dass – vor allem in Zeiten politischer Konflikte – es immer besser ist, miteinander als übereinander zu reden.

Ralf M. Ruthardt | Lassen Sie mich eine Zwischenfrage stellen. Hintergrund ist, dass ich mich in den vergangenen Monaten intensiv mit intersektoraler Governance beschäftigt habe. Also die gemeinsame Wirksamkeit von Zivilgesellschaft, Unternehmen und öffentlicher Hand. Dabei sind mir auch Expertinnen und Experten beispielsweise der *HERTIE STIFTUNG* und der *BERTELSMANN STIFTUNG* begegnet – und mit ihnen die Frage einer politischen Verortung. Daher meine Frage: Lässt sich die Körber-Stiftung politisch verorten? Und falls ja, in welchem Lager?

Julian Claaßen | Wie ich bereits sagte: Wir sind parteipolitisch unabhängig. Und auch bei unseren Gästen und Rednern wird diese Unabhängigkeit deutlich. Anfang 2025 hielt

etwa der damalige Kanzlerkandidat Friedrich Merz eine Grundsatzrede zur Europapolitik bei unserem Körper Global Leaders Dialog. Lässt sich daraus eine parteipolitische Verortung unserer Stiftung ableiten? Nein, denn wir hatten auch schon einen SPD-Kanzlerkandidaten bei uns zu Gast.

Dort, wo wir es mit gesellschaftlichen Themen zu tun haben, wird es Begegnungen mit Menschen aus der Politik geben. Aber es gibt keine parteipolitische Einflussnahme auf unsere Arbeit.

Ralf M. Ruthardt | Zurück zur Polarisierung – und zu Ihrem Projekt „Respekt im Rat“. Mein Interesse daran ist sehr persönlich, da zum Zeitpunkt unseres Gesprächs im November 2025 meine Anthologie „Polarisierung – Dialog – Perspektivwechsel | Stimmen für ein offenes Miteinander in herausfordernden Zeiten“ erschienen ist. Nun, das Thema beschäftigt mich und umso mehr freue ich mich, einen Einblick ins Projekt zu bekommen. Wie dieses Projekt zustande gekommen ist und welche Mission ist damit verbunden?

Sven Tetzlaff | In der Körber-Stiftung haben wir ab 2018 einen neuen Bereich aufgebaut. Das ist der Bereich „Demokratie und Zusammenhalt“, dessen Leitung ich übernommen und Programmlinien erarbeitet habe.

Zusammenhalt unter Druck

Hintergrund für diesen stärkeren Fokus auf die Demokratie war, dass seit der Jahrtausendwende die Zahl der liberalen Demokratien weltweit auf dem Rückzug ist, der Zusammenhalt zunehmend schwächer und Spaltungstendenzen in der Gesellschaft stärker wurden. Insgesamt ist das Klima, auch gegenüber den Vertretern der repräsentativen Demokratie, immer rauer



geworden. Über das Programm „Engagierte Stadt“ war uns in der Körper-Stiftung sehr präsent, dass Bürgermeisterinnen und Bürgermeister zunehmend aus der Gesellschaft angegriffen wurden.

Diese Angriffe und die Verwundbarkeit der Demokratie sind in die strategische Ausrichtung meines Bereiches eingeflossen. Wir haben überlegt, wie wir Schutz, Prävention und die Unterstützung für Mandatstragende in Deutschland stärken können.

Insbesondere nach der schrecklichen Ermordung des hessischen Regierungspräsidenten Walter Lübcke 2019 ging es um die Frage, was wir als Stiftung tun können, um dieser Entwicklung etwas entgegenzusetzen. Wir haben dann gemeinsam mit den kommunalen Spitzenverbänden und unter der Schirmherrschaft des Bundespräsidenten das bundesweite Internetportal stark-im-amt.de eingerichtet als zentrale Anlaufstelle für die Mandatstragenden, die nach Angeboten für Prävention, Beratung und Soforthilfe suchen.

Ralf M. Ruthardt | Um welche Art der Hilfe geht es dabei?

Sven Tetzlaff | Das reicht vom Hinweis, wie Anzeigen gestellt werden können, bis hin zu Informationen, welche Staatsanwaltschaft zuständig ist und wie man Kontakt zur Kriminalpolizei aufnimmt. Das Portal wurde 2021 freigeschaltet.

Das starke Presseecho führte zu Rückmeldungen an uns, dass auch innerhalb der kommunalen Gremien das Gesprächsklima rauer geworden ist und mitunter feindlicher geworden ist. Da wurde von Abwertungen, Ausfälligkeiten und Beleidigungen berichtet. Wenn man sich mit Befragungen beschäftigt, dann sind es 25 % bis 30 % der Mandats-tragenden, die persönliche Erfahrungen

mit solchen Angriffen machen mussten. Daraufhin haben wir eine Interviewstudie durchführen lassen. Dabei sind aus dem gesamten Bundesgebiet 30 Mandatstragende verschiedener Parteien, geografisch und nach Geschlechtern verteilt, befragt worden. Das Ergebnis kann man mit der Schulnote von 3 minus bis 4 zusammenfassen. – Aus diesen Erkenntnissen ist „Respekt im Rat“ entstanden.

Ralf M. Ruthardt | Wie funktioniert Ihr Projekt „Respekt im Rat“?

Sven Tetzlaff | Machen wir es konkret: Unser Projekt stellen wir in einer Ratsversammlung vor. Wir lassen dort anonymisiert Fragen beantworten und die Ergebnisse werden direkt visualisiert, anschließend tauscht sich der Rat darüber aus.

Ralf M. Ruthardt | Können Sie exemplarisch zwei Fragestellungen nennen?

Sven Tetzlaff | Beispielsweise geht es um Fragen, als wie sachlich man die Debatten erlebt, ob man persönliche Angriffe beobachtet oder ob Frauen stärker oder anders als Männer angegriffen werden.

Oft ist das Ergebnis für viele Beteiligte überraschend. So manche Einschätzung, dass man „auch etwas aushalten“ müsse, relativiert sich, wenn deutliche Grenzüberschreitungen sichtbar werden.

Dialog braucht Leitplanken

Wenn sich der städtische Rat zur Projektteilnahme entscheidet, dann folgen zwei Abende, an denen wir mit Vertretern der Fraktionen zusammenkommen. Auf Basis der Rückmeldungen unserer anonymen Umfrage wird ein Gesprächskodex ausgear-



beitet. Dieser wird idealerweise anschließend auch durch den Rat verabschiedet. Und: Im Optimalfall wird der Gesprächskodex Teil der Geschäftsordnung.

Im sich anschließenden Zeitraum von ein, zwei Jahren bieten wir an, die anonyme Befragung nochmals durchzuführen. Damit kann validiert werden, ob sich irgendetwas zum Besseren verändert hat. Interessant sind auch die Rückmeldungen der Versammlungsleitenden. Das sind ja häufig die ehrenamtlichen Bürgermeisterinnen und Bürgermeister. Und für sie bietet diese Intervention von außen eine willkommene Gelegenheit für einen Selbstverständigungsprozess über Werte und Regeln im Rat.

Ralf M. Ruthardt | Unser Gemeinwesen lebt von ehrenamtlichem Engagement. Wir können über die freiwilligen Feuerwehren, das Vereinsleben, über Kirchengemeinden und vieles mehr sprechen. Die Kommunalpolitik mit ihren Stadt- und Gemeinderäten ist hier womöglich alleine deshalb oftmals

spannungsgeladen, weil dort sich nicht Mitglieder zusammenfinden, die ein gemeinsames Interesse vertreten, sondern weil dort die unterschiedlichen Interessen – aus demokratischen Wahlen resultierend – aufeinandertreffen und sachlich ausgetragen werden wollen. Schreckt es Menschen vor Engagement in der Kommunalpolitik ab, weil man sich in die „Schusslinie“ persönlicher Anfeindungen begibt?

Sven Tetzlaff | Die Frage, warum Menschen sich dort nicht engagieren, wird bei repräsentativen Untersuchungen an vierter oder fünfter Stelle genau damit beantwortet. Man will sich dem rauen, aggressiven und womöglich beleidigenden Umgang nicht aussetzen. Dem versuchen wir mit „Respekt im Rat“ präventiv entgegenzuwirken.

Julian Claaßen | Als Körber-Stiftung haben wir das Projekt 2023 in drei Kommunen erprobt. Da war die Stadt Neubrandenburg in Mecklenburg-Vorpommern dabei. Buchholz und der Kreistag Rendsburg-Eckernförde





haben sich ebenfalls beteiligt. Klar, wir haben nur begrenzte Ressourcen und somit haben wir uns regional fokussiert. Mittlerweile sind es sechs Kommunen, die sich unseren Kodex erarbeitet haben.

Sven Tetzlaff | Julian Claaßen spricht von „erarbeiten“. Genau das ist uns wichtig. Denn wir wollen den Gesprächskodex nicht überstülpen. Dieser soll vor Ort erarbeitet und verabschiedet werden. Da gibt es Raum für eigene Formulierungen und damit die Würdigung spezifischer Kontexte der Beteiligten.

Zwischenzeitlich gibt es eine ganze Anzahl von Kommunen, mit denen wir da unterwegs sind. So beispielsweise auch in Rheinland-Pfalz, wo im Frühjahr 2026 Kommunalwahlen anstehen.

Ralf M. Ruthardt | Sicherlich gibt es auch Kommunen, wo es ein konstruktives Miteinander in den Stadt- und Gemeinderäten gibt. Gleichwohl lässt die Durchschnittsnote 3 minus bis 4 auf einen Handlungsbedarf schließen und die Anzahl der Kommunen, die sich am Projekt beteiligen, bestätigt dies.

Hat auch der Bildungsgrad der Mitglieder in den Räten etwas damit zu tun, wie konstruktiv oder aggressiv schlussendlich Diskurse verlaufen?

Sven Tetzlaff | Nein. Der Punkt ist vielmehr folgender: Auf der kommunalen Ebene war der Anteil des akademischen Bildungshintergrundes früher noch deutlich niedriger als im Bundestag.

Der Anteil der akademisch Gebildeten ist auf der kommunalen Ebene in den letzten Jahrzehnten eher gestiegen.

Viel stärkeren Einfluss als der Bildungsgrad nimmt aus meiner Sicht, dass die aggressive Kultur aus den sozialen Medien auch

ihren Weg in den analogen Raum gefunden hat. Die eigene Meinung, das Einfordern persönlicher Gerechtigkeit steht immer mehr über dem Dialog mit anderen Vorstellungen. Das führt am Ende dazu, dass Teile der Bürgerinnen und Bürger gar nicht mehr das Bewusstsein haben, dass kommunale Entscheidungen Ergebnis eines demokratischen Prozesses in einem Rat sind. Da wird dann geschimpft, weil man die selbst vortragene Lösung als die einzig vernünftige ansieht.

„Amazon-Demokratie“ entgegenwirken

Und noch etwas: Soziologen sprechen von der „Amazon-Demokratie“. Man bestellt und will sofort beliefert werden. Die Leute haben keine Geduld mehr. Aber die Entscheidungsprozesse brauchen einfach ihre Zeit. Da geht es um die Forderung nach einer verkehrsberuhigten Straße – und die soll am nächsten Tag umgesetzt sein. Das muss umgehend passieren und wenn nicht, dann soll den Zuständigen „mal Beine gemacht“ werden. Das ist mittlerweile die Haltung vieler Menschen.

Ralf M. Ruthardt | Sie haben die von Soziologen formulierte „Amazon-Demokratie“ genannt. Man bestellt und will sofort geliefert haben – selbst dann soll es über Nacht lieferbar sein, wenn es sich um ein völlig irrelevantes Produkt handelt. Und wir haben über die sozialen Medien gesprochen. Nun, früher gab es nicht nur die Stammtischbegegnungen in den Wirtschaften, sondern eine Fülle von nachbarschaftlichen Alltagsbegegnungen. Da haben die älteren Menschen im Sommer ihre Stühle vor's Haus gestellt und während Enkelkinder auf der Straße oder am Straßenrand gespielt haben, wurde unter Nachbarn geplaudert. Unorganisierte



Begegnungen, die wie selbstverständlich in den Lebensalltag eingewoben waren.

Bei solchen Begegnungen sind Ansichten aufeinandergetroffen. Man war nicht immer einer Meinung. Man hat gestritten. Man hat vielleicht auch mal ein ungutes Wort gesagt – aber der Wind auf der Straße oder der Bierdunst in der Kneipe haben es davongetragen und bei der nächsten Begegnung war man wieder füreinander da. Ja, vielleicht etwas idealisiert oder romantisiert formuliert. Aber lassen wir es mal so stehen.

Nunmehr, in den sozialen Medien und anderweitig, ist alles dokumentiert. Und noch dazu intensivieren die Algorithmen unsere Ansichten und tauchen uns in eine Bubble. Die einen in jene Bubble. Die anderen in deren Bubble. Wir haben noch keine Kultur, wie wir mit den neuen Informationstechnologien umgehen und diese uns als sozialen Wesen, die Begegnung und Dialog notwendig haben, zum Nutzen und nicht primär zum Schaden sind.

Womöglich ist das Projekt „Respekt im Rat“ eines von hoffentlich vielen Instrumenten, um uns kulturell weiterzubringen und die dort erzielte, positive Wirkung in die Räume der sozialen Medien zu überführen.

Sven Tetzlaff | Bei unserer Projektarbeit sprechen wir ja regelmäßig mit Fraktionsvertretern. Am Ende der zwei Workshops fragen wir gezielt, wie es ihnen ergangen ist. Für viele ist die Art und Weise, zusammenzusitzen und sich in einem geeigneten Rahmen mal ruhiger und selbstkritischer zu erleben, wichtig gewesen. Es sei wie das, was man von früher kenne, als man nach einer Sitzung gemeinsam in die Kneipe gegangen sei. Dort war man ja nicht der Fraktionsvertreter, der im Rat zu einer bestimmten Vorlage vorgetragen hat. Man war der Mitbürger, die Mitbürgerin und damit auf einer anderen Gesprächsebene.

Was nicht jetzt heißt, dass bei unserem Workshop nicht auch Dinge aufbrechen, Verletzungen thematisiert werden, die es mal gegeben hat. Aber darüber wird dann in diesem geschützten Rahmen gesprochen und man findet sich eher wieder zusammen.

Dass es diese – nennen wir es mal vereinfacht – Kneipenbegegnungen nicht mehr gibt, hat viele Gründe. Man hat nur noch wenig Zeit. Die Gesellschaft hat sich individualisiert und im ländlichen Raum gibt es zum Teil die Kneipen und Wirtschaften nicht mehr. Unsere sozialen Kontakte haben sich verändert und verändern sich noch. Also bringen wir uns als Körper-Stiftung ein, damit sich in der Gesellschaft etwas zum Besseren ändert. Ganz im Sinne unseres Stifters.

Ralf M. Ruthardt | Womöglich heilt uns Menschen das Analoge, inmitten einer digitalen Welt. Vielleicht wird der Umgang mit den digitalen Medien in ein paar Jahren ein völlig anderer sein, wenn wir aus dem Erlebten Konsequenzen gezogen und uns und unsere Alltagsgestaltung neu geordnet haben.

Julian Claaßen | Es ist doch allgemein bekannt, dass gerade jene Posts reichweitenstark sind, die emotional überzeichnet oder polarisierend daherkommen. Dafür sorgen die Algorithmen der Plattformbetreiber. Es ist eine Entwicklung, die wir mit Sorge beobachten.

Begegnung statt Bildschirm

Mir liegen die Begegnungsorte am Herzen. Ich glaube nicht, dass das Analoge auf dem Rückzug ist. Ganz im Gegenteil. Denn wir merken bei unserer Arbeit als Stiftung, dass wir für Räume der Begegnung sehr großen Zuspruch erhalten.



Zum einen nach der Coronazeit, die gefühlt lange hinter uns liegt, aber faktisch noch gar nicht so lange vorbei ist. Wir haben uns große Sorgen gemacht, ob unser KörperForum überhaupt wieder angenommen wird. Ähnlich, wie sich Theaterbetreiber gesorgt haben, wie sich das Publikum nach der Pandemie verhalten wird. Und was sehen wir heute: Unsere Veranstaltungen werden sehr gut angenommen. Man könnte sagen, dass die Leute fast danach lechzen, Informationen und Expertise aus erster Hand zu bekommen. Sich nach einem Vortrag vor Ort noch

austauschen zu können. Mein Fazit: Diese analogen Orte sind ausgesprochen wichtig.

Es kommt noch etwas hinzu, was ich zu unserem Gespräch bezüglich „Respekt im Rat“ und zur Art und Weise, wie wir miteinander umgehen, anmerken möchte. Es ist etwas anderes, wenn ich mir im KörperForum einen Vortrag anhöre und anschließend mit dem Mikrofon in der Hand eine Frage stelle oder eine Meinung äußere. Ich sehe alle Leute und all die Leute sehen mich. Man stellt sich kurz mit seinem Namen vor und die 250 Men-

Julian Claaßen

ist seit 2023 Leiter Bereich Kommunikation der Körper-Stiftung. Zuvor war er mehrere Jahre als Pressereferent für die Körper-Stiftung sowie für den öffentlich-rechtlichen Rundfunk tätig.





schen im Saal verbinden damit das Gesicht. Das baut eine Hürde auf – die in den sozialen Medien fehlt. Vor allem dann, wenn die Leute mit einem Pseudonym unterwegs sind.

Sven Tetzlaff | Letzten Endes konstituiert den Menschen Verbundenheit, die über seine Familie hinausreicht. Man will sich auch verbunden wissen. Mit der Nachbarschaft oder mit seinem Sportverein. Man kann und will nicht die ganze Zeit im „Kampfmodus“ durch das Leben gehen. Das schafft keine Wohlmomente – und diese benötigen wir.

Ralf M. Ruthardt | Unser Gespräch durften wir mit der Motivation von Kurt A. Körber beginnen, der Gesellschaft als erfolgreicher Unternehmer etwas zurückzugeben – damit sich etwas zum Besseren wendet. Schlussendlich können wir es allseits als eine Aufforderung verstehen, unserem Nächsten eine Hilfe zu dessen Wohlergehen zu sein. Ein freundliches Wort. Ein konstruktives Argument. Eine gute Tat. Und eine Hand, die zur Versöhnung und zum Miteinander ausgestreckt ist.

Sven Tetzlaff

leitet seit 2018 bei der Körber-Stiftung den Bereich Demokratie und Zusammenhalt. Unter seiner Leitung entstanden unter anderem Initiativen wie das Portal Stark im Amt und das bundesweite Projekt Respekt im Rat, das sich für eine wertschätzende politische Kultur in Kommunalparlamenten einsetzt.



Franz MEILLER: *Zwischen Kippern und Kultur*

Ralf M. Ruthardt im Gespräch mit
Franz Meiller



Der Himmel über München ist bei herbstlichen Temperaturen prächtig blau – und um uns herum herrscht werktägliche Hektik vor einem der angesagten Bistros der Stadt. Im November 2025 sind wir zum Gespräch verabredet und ich eigens für dieses Treffen aus Stuttgart angereist. Er, ein Mittsechziger, kommt in Begleitung. – „Das ist Piper, unsere Familienhündin.“ Beide begrüßen mich herzlich.

Ralf M. Ruthardt | Lieber Franz Meiller, schön, dass wir dieses offene Gespräch führen dürfen. Wenn man Ihren Namen liest, dann denkt man naheliegend an die Traditionsmarke *MEILLER-KIPPER* und erst mal nicht an jemanden, der sich mit Fotografie, Film, Theater und der Kultur als solcher verbunden fühlt. Wen habe ich vor mir? Den Unternehmer oder den Kulturschaffenden, beziehungsweise Kulturförderer?

Franz Meiller | Von allem steckt etwas in mir und ich versuche im Gleichgewicht zu agieren.

Mir liegen das Unternehmen und meine Mitverantwortung für dessen Erfolg sowie das Wohlfühl unserer Mitarbeiter:innen sehr am Herzen. Es ist mehr als nur Pflicht. Es ist für mich ein Privileg, durch meine Tätigkeit bei *MEILLER* eine unternehmerische Substanz mitbekommen zu haben, die einem viele Möglichkeiten eröffnet.

Dabei gehe ich offen damit um, dass der Wunsch nach künstlerischem Wirken schon von klein auf in mir veranlagt gewesen ist. Klar, das Betriebswirtschaftsstudium an der LMU in München war zunächst naheliegend. Schließlich haben meine Eltern für mich als erstgeborenes Kind eine Aufgabe im Unternehmen vorgesehen. Heute begreife ich, wie groß das familiäre Anliegen gewesen ist, aus mir einen disziplinierten, pflichtbewussten, gebildeten Menschen zu machen.

Als Kind und Jugendlicher hat man das

anders gesehen. Schon früh habe ich mit meinen Geschwistern am Heiligen Abend die Weihnachtsgeschichte für unsere Eltern aufgeführt und zu den Familienfesten Gerhard-Polt-Parodien vorgeführt.

Pflicht, Privileg – und die Bühne

Meinen ersten Studentenjob am Theater hatte ich Anfang der 80er-Jahre als Beleuchtungsstatist an den Münchner Kammerspielen. Von 1984 bis 1986 hatte ich dann ein Engagement im Residenztheater am Max-Joseph-Platz. Dort durfte ich u. a. in der Inszenierung „Exoten“ von Hanns Christian Müller an der Seite der Biermösl Blosn, Gisela Schneeberger und Gerhard Polt auftreten. Für mich erfüllte sich damit ein Traum. Die Bühne hat mich als junger Mann weit mehr fasziniert als die Kipper.

Ralf M. Ruthardt | Wenn man Ihren Lebenslauf betrachtet, dominiert der Kulturschaffende Franz Meiller. Täuscht dieser Eindruck?

Franz Meiller | Ja schon, denn ich will es eingeordnet wissen: Wie gesagt, ich versuche im Gleichgewicht zu bleiben. Nach dem Abitur arbeitete ich an einem kleinen Filmprojekt. Gleichzeitig absolvierte ich ein einjähriges Praktikum als Maschinenbauer in der Firma. Das Familienunternehmen mit all seinen Facetten und den sich daraus ergebenden Möglichkeiten ist etwas, worauf ich mit Dankbarkeit blicke.



Es ist wie in zwei Welten zu Hause zu sein: Mein Wirken als Unternehmer ist geprägt von Vernunft, Verantwortung, Nachhaltigkeit und dem notwendigen Pragmatismus. Es gilt Existenzen zu sichern. Die der Mitarbeiter:innen, der Familien und meine eigene. Denn ohne das Unternehmen wäre mein Kulturschaffen so nicht möglich. Und dann ist da meine künstlerische Sehnsucht, durch die ich kreativ und bei mir selbst sein kann. Eine Welt, die meine Seele berührt und die mir Kraft gibt, meinen eigenen Ansprüchen gerecht zu werden. Das, was in mir ist, findet dort Ausdruck und – gleich einem Geschenk – erhalte ich Ausgleich, Zufriedenheit und ein Stück Glückseligkeit zurück.

Ralf M. Ruthardt | Das hört sich so an, als ob für Sie die Möglichkeit, kreativ und künstlerisch zu wirken und andere Menschen fördern zu können, der Lohn für die Arbeit im Unternehmen ist.

Industrie trifft Inspiration – und beide gewinnen

Franz Meiller | Das könnte man so sehen. Wobei ich mittlerweile weiß, dass sich beide Welten befruchten. Als ehemaliger Marketingleiter und mittlerweile Sprecher der Gesellschafter:innen konnte und kann ich vieles, was mir in der künstlerischen Welt abverlangt wird, in das Unternehmen einbringen. Und meine Erfahrungen in der Industrie, von der Personalführung bis zu den Budgetplänen, helfen mir bei der Realisierung meiner Theaterproduktionen und Filmprojekte. So entstehen Synergien, von denen beide Seiten profitieren.

Und mal ganz ehrlich: Ist es nicht ein Privileg, die Möglichkeit zu haben, neben seinem

erlernten Beruf auch am Kulturprozess teilhaben zu dürfen?

Ralf M. Ruthardt | Eine beeindruckende Selbstreflexion. Ich meine damit nicht allein, sich seiner Privilegien bewusst zu sein, sondern ein Wirkungsfeld für sich gefunden zu haben, welches zufrieden und glücklich macht – ohne dass die durchaus üblichen Begleiterscheinungen auftreten.

Franz Meiller | Ich ahne, was Sie andeuten wollen: Die Fremdwahrnehmung als Quelle der eigenen Eitelkeit und des Geltungsdrangs. Natürlich ist kein Mensch frei davon – oder sagen wir es so: Es bleibt ein Kampf darum, das eigene Sein nicht der Fremdbestimmung zu opfern. Ich möchte mich aber selbst nicht so wichtig nehmen. Ich bin ein Internatskind, bin gerne mit Menschen zusammen und lasse diese an meinen Möglichkeiten teilhaben. Meine Erfahrung dabei ist, dass viele dafür offen sind und eine Augenhöhe im künstlerischen Schaffen entsteht, wenn man sich fachlich austauscht und ich da und dort ein Projekt finanziell unterstützen kann. Es ist wunderbar, wenn man andere an seinen eigenen Möglichkeiten profitieren lassen kann. Da bringt jeder sein Potenzial ein: Begabung, Ideen, Innovationskraft – und soweit machbar Budget.

Ralf M. Ruthardt | Bei den Recherchen bin ich auf verschiedene Kulturprojekte gestoßen, die Ihre Stiftung und Sie unterstützen: unter anderem das *filmschoolfest München*, Ausstellungen junger Künstler, ein Stipendium für Moné Sharifi für das Studium an der *Akademie der Bildenden Künste*, das Projekt „Roma“ und „Künstler in Not“. Zugleich habe ich den Eindruck, dass Sie ausgesprochen gerne selbst Bestandteil von Projekten sind.

Franz Meiller | Ja, das stimmt. Ich habe Ihnen aus meinem aktuellen Filmprojekt „Piper & Churchill“ ein Moodie – das sind kurze Clips,



die vor allem eine bestimmte Stimmung oder Atmosphäre vermitteln sollen – mitgebracht, damit Sie einen Eindruck haben, woran ich zurzeit arbeite.

- - -

Er drückt mir sein Smartphone in die Hand und ich schaue aufs Display. Eine Filmsequenz aus seinem neuen Werk, einem Episodenfilm, entführt meine Aufmerksamkeit ins Umland. Irgendwo bei Erding: grüne Wiesen und Felder. Ein traditioneller Bauernhof. Ein Teich oder auch nicht, jedenfalls irgendetwas mit Wasser.

Entschleunigt. Die Handlung der Filmsequenz wirft Fragen in mir auf – und saugt mich in ein paralleles Universum, welches entschlüsselt und begriffen werden will. Respekt, denke ich, das ist etwas anderes als das durch soziale Medien beeinflusste „wisch-und-weg“ unserer Tage; wo vieles zu oft schnell und oberflächlich daherkommt.

- - -

Franz Meiller | Gemeinsam mit meinem Freund Peter Lupp (Schauspieler am Berliner Ensemble) und Martin Zwanzger (Co-Regisseur und Postproduktion) realisieren wir zurzeit diesen Episodenfilm und wollen ihn bei Kurzfilm-Festivals einreichen. Erstaunlicherweise haben Sie mich als Darsteller nicht erkannt. Einer der beiden Protagonisten bin ich. (lacht)

Ralf M. Ruthardt | Okay. Das ist jetzt wirklich unangenehm. Noch mehr: Es ist mir peinlich. (lacht)

Franz Meiller | Überhaupt nicht! Mich freut das und bestärkt meinen Irrglauben, auch ein richtiger Schauspieler zu sein! (lacht)

Aber zurück zu Ihrer ursprünglichen Frage:

Ich mag es, mich einzubringen und mitzugestalten. Das kann dann Regie, aber auch Schauspielern sein. Deshalb ist es mir lieber, wenn ich als ausführender Produzent meine eigenen Projekte realisieren kann. Es geht mir dabei nicht zuallererst um die Wirtschaftlichkeit, sondern um Selbstverwirklichung und Erleben von künstlerischer Teamarbeit mit den Beteiligten.

Zwischen Regie, Rollen und Resonanz

Und wenn dann, wie im letzten Film „Roy, eine Legende geht zu Ende“, das Münchner Filmfest anklopft und meinen Film zeigt, er ein Jahr im Kino (Museum Lichtspiele) läuft und dann via TV über eine halbe Million Zuschauer:innen hat, ist das für uns alle mehr als ein Geschenk!

Ralf M. Ruthardt | Welche Rolle spielt es für Sie, etwas für die Nachwelt zu schaffen?

Franz Meiller | Klar, das Unternehmen will in die nächste Generation der Gesellschafterfamilien geführt und übergeben werden. Der Prozess läuft bereits. Das ist mir ein Anliegen und ich bin dankbar, dass wir Eltern es scheinbar geschafft haben, unseren Nachwuchs bodenständig und verantwortungsbewusst zu erziehen. Wir haben das vorgelebt. Die nächste Generation hat für das Familienunternehmen nicht nur aufmerksame Antennen, sondern arbeitet zum Teil auch schon in der Firma.

Was mein kulturelles Schaffen anbelangt, so darf man mir hier auch etwas Egoismus unterstellen. Vielleicht verstehen mich meine Kinder oder gegebenenfalls die Enkelkinder besser, wenn diese auch auf mein kreatives Schaffen blicken. Mehr als das will ich nicht hineininterpretiert wissen.



Ralf M. Ruthardt | Ganz spontan: Geben Sie unseren Leserinnen und Lesern zum Schluss bitte noch eine bereits verstorbene Person aus der Kunstszene mit auf den Weg.

Franz Meiller | Da würde ich gerne zwei nennen: Charlie Chaplin und Karl Valentin. Beide sind mehr als Komiker, Schauspieler und Filmproduzenten. Für mich sind sie uni-

verselle Künstler, die Humor, Humanität und Gesellschaftskritik auf eine besondere Weise verbanden. Wir müssen uns trauen, über uns selbst zu lachen! Ich wünsche mir viele Chaplins und Valentins, auch damit wir einen Spiegel vorgehalten bekommen, sensibilisiert werden und aufmerksam bleiben, um dem teils weltpolitischen Wahnsinn etwas entgegenzusetzen.

Franz Meiller

ist Unternehmer, Fotograf sowie Theater- und Filmproduzent. Als Nachfahre der traditionsreichen 175-jährigen Meiller-Kipper-Dynastie ist er heute Sprecher der Gesellschafter:innen der F. X. Meiller GmbH & Co. KG und verbindet industrielle Bodenständigkeit und kulturelles Wirken. Über seine Stiftung fördert er Kunst und junge Kreative.

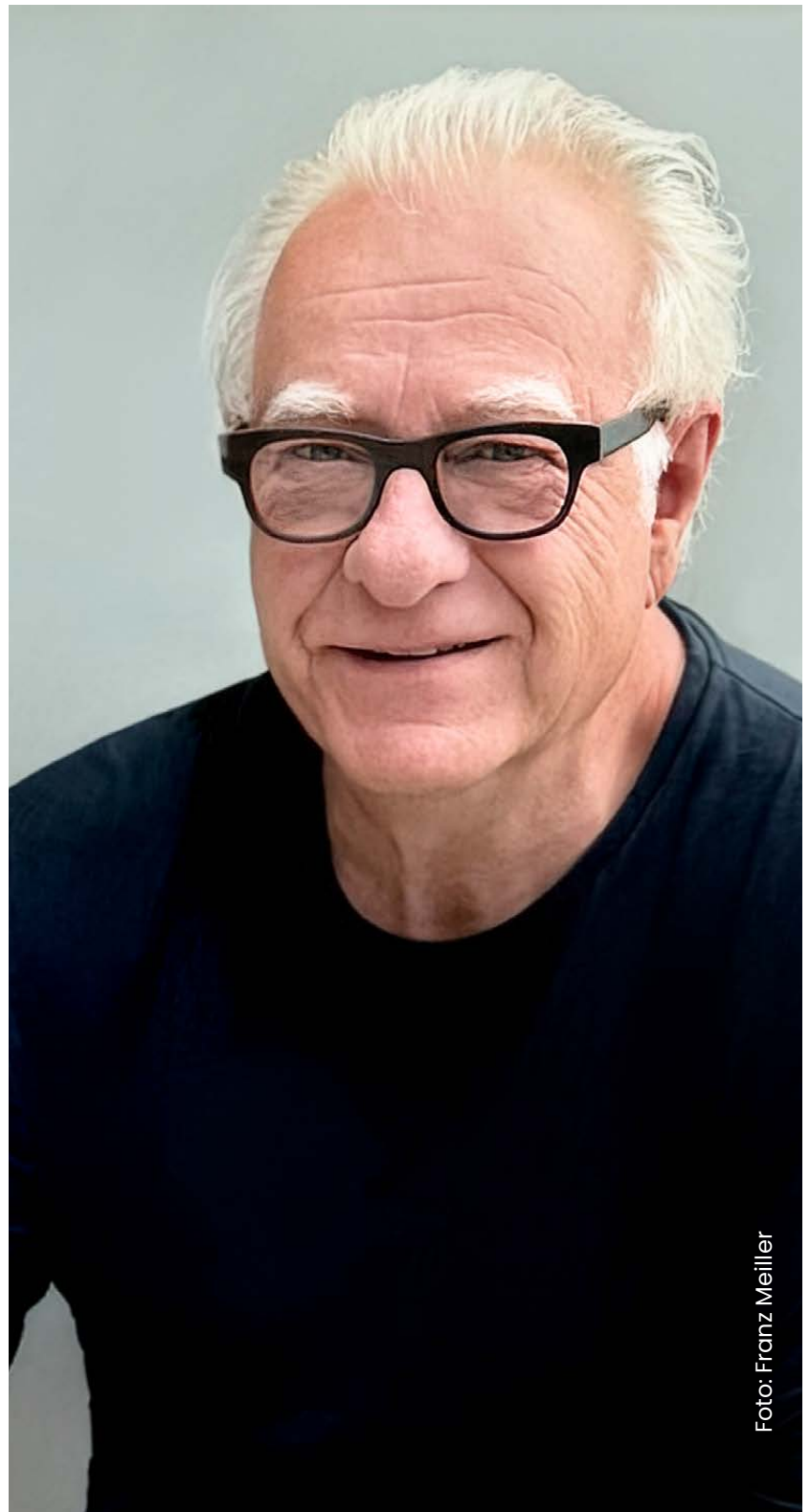


Foto: Franz Meiller



© Saskia Thurner

www.saskia-thurner.de
Saskia Thurner | Ölmalerei

Polarisierung – und die Kunst, einander wieder zuzuhören

von Ralf M. Ruthardt



Die Anthologie *Polarisierung – Dialog – Perspektivwechsel* nimmt eines der drängendsten Themen unserer Zeit auf: die zunehmende Spaltung gesellschaftlicher Debatten. Das Buchprojekt versammelt Stimmen, die Orientierung geben, Dialogräume öffnen und zeigen, wie Verständigung trotz Polarisierung wieder gelingen kann.

Doch Spaltung ist kein Schicksal. In seinem Statement zeigt Ralf M. Ruthardt, wie Zuhören, Selbstreflexion und Perspektivwechsel verloren gehen – und wie wir sie bewusst zurückerobern können, um gesellschaftlichen Dialog wieder möglich zu machen.

Wir reden – aber oft nicht mehr miteinander. In sozialen Medien, im politischen Diskurs, in Familien: Meinungen verhärten sich und zwischen Zustimmung und Empörung scheint immer weniger Raum für Nachdenklichkeit zu bleiben. Dabei beginnt gesellschaftlicher Fortschritt genau dort: im produktiven Reiben, im Zuhören, im Zweifel.

Braucht es mehr Stimmen, die sich vor der Polarisierung nicht fürchten, sondern den Perspektivwechsel suchen und den Dialog führen? Ja, denn der Dialog ist kein theoretisches Ideal, sondern eine überlebenswichtige Kulturtechnik. Wenn wir das Gespräch verlieren, verlieren wir uns selbst. Denn die gesellschaftliche Polarisierung ist kein Naturgesetz. Sie ist vielmehr das Resultat von Entscheidung. Und jede Entscheidung will hinterfragt und kann revidiert werden.

Wie das geht, zeigen die Essays in der Anthologie „Polarisierung – Dialog – Perspektivwechsel: Stimmen für ein offenes Miteinander in herausfordernden Zeiten“ (Edition PJB, 2025) auf eine beeindruckend vielseitige Weise. So fordert Jennifer Dalhaus, Schulleiterin und Pädagogin, in ihrem Essay einen neuen Mut zur Bildung, die nicht belehrt, sondern befähigt. Gefährlich wird es erst laut Dalhaus, wenn eine Gesellschaft Polarisierungen nicht mehr zulässt und es nur noch einen Pol gibt, der keinen Widerspruch mehr duldet. Ihre Perspektive ist ermutigend: Polarisierung kann in einen Lern- und

Erkenntnisprozess münden, wenn wir sie als Anstoß zur Selbstreflexion begreifen.

Greifen wir einen weiteren Essay aus der Anthologie heraus: Unter dem Titel „Polarisierung beginnt in uns“ zeigt Beate Rauser auf, dass Spaltung nicht irgendwo da draußen entsteht, sondern in jedem Einzelnen von uns. In unseren Automatismen, den unbewussten Mustern und den Affekten. Mit zunehmender Polarisierung schwindet unsere Fähigkeit zum Perspektivwechsel. Dieser ist jedoch die Voraussetzung, dass wir füreinander Verständnis aufbringen. Ihr Text ist ein Plädoyer für Bewusstheit: Wer sich selbst nicht zuhört, kann auch anderen nicht gerecht werden.

Hier ein weiterer der vielen inspirierenden Gedanken aus der Sammlung an Essays: Es ist ein zutiefst menschlicher Blick, welchen Andrea Würtz auf den Alltag und die Strukturen in der Pflege wirft. Ihr Essay trägt den Titel „Pflege am Limit – Polarisierung als Chance“. Darin beschreibt sie, wie Überlastung und Hilflosigkeit zur inneren Spaltung führen. Doch sie bleibt nicht im Klagen stehen: Vielmehr sieht sie die Pflege als einen Gradmesser. Dieser zeigt auf, wie sehr eine Gesellschaft Menschlichkeit noch aushält. Würtz' Essay ist keine Anklage, sondern ein Appell: Mitgefühl soll wieder als gesellschaftliche Kompetenz verstanden werden.

Schließlich lenkt Prof. Dr. Karl-Hans Bläsius, er lehrt zu Künstlicher Intelligenz, den Blick auf



die Mechanismen der Mediengesellschaft. In „Emotionen, Medien, Manipulation – und wir Bürgerinnen und Bürger“ analysiert er präzise, wie Emotionen zur Währung des Diskurses werden und wie leicht wir selbst Teil dieses Systems sind. Wut klickt besser als Wahrheit. Empörung verkauft sich schneller als Erkenntnis. Sein Fazit ist unbequem, aber heilsam: Polarisierung endet nicht mit Fakten, sondern mit Bewusstsein.

All diese Stimmen eint eines: die Überzeugung, dass wir als Gesellschaft wieder lernen müssen, zuzuhören – auch dann, wenn es unbequem ist. Die Anthologie versammelt Perspektiven, die reiben, provozieren, berühren – und gerade dadurch anregend sind.

Denn Verständigung entsteht nicht aus Einigkeit, sondern aus Achtung.

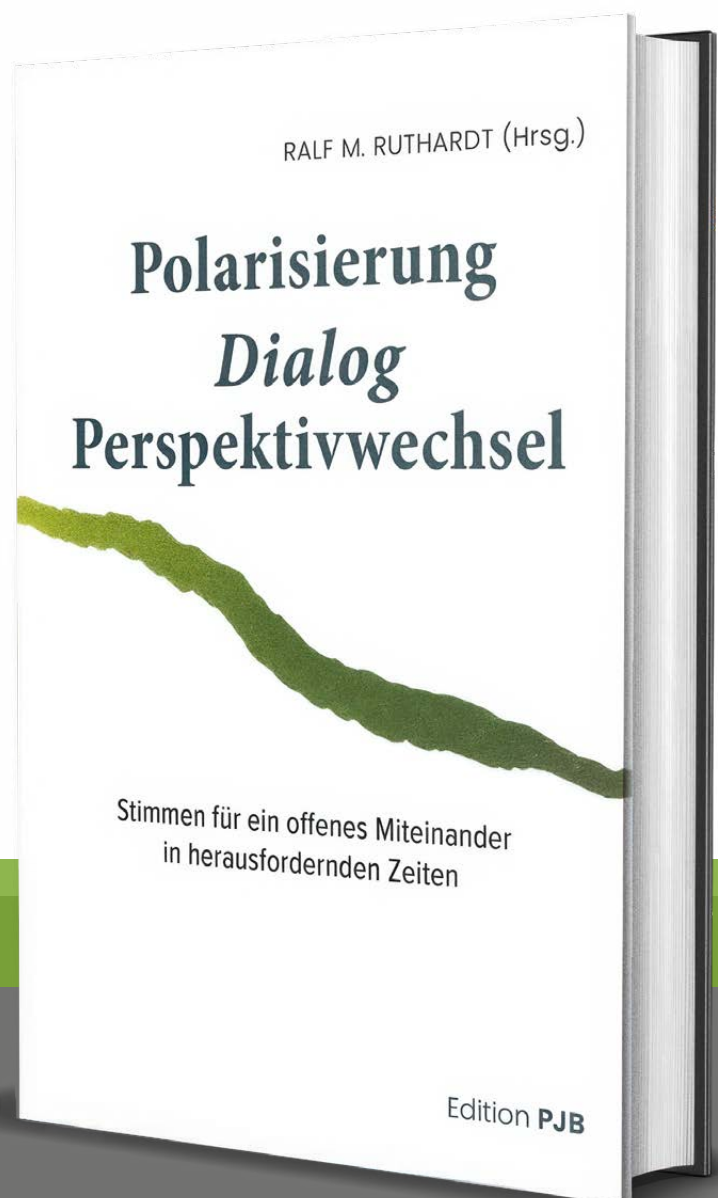
„Polarisierung – Dialog – Perspektivwechsel“ ist kein Buch, das Antworten liefert. Es ist ein Buch, das Fragen stellt – an uns alle. Und vielleicht ist genau das der erste Schritt zurück zu einer gemeinsamen Sprache. Dabei dürfen und müssen Kulturschaffende – von gestaltender Kunst bis hin zum geschriebenen Wort – ihren wirksamen Beitrag leisten. Das Magazin eXperimenta ist eine solche Plattform, die sich in diesem Sinne immer wieder neu erfindet.

*„Zwischentöne
im Lärm der
Gegenwart“*

Tanja Schmitt

*„Polarisierung –
spaltet, aber treibt
ebenso den Diskurs an.
Eine lesenswerte,
weil vielstimmige
Anthologie.“*

Prof. Dr. Heiko Kleve



Verantwortung
übernehmen.

Unterstützen
Sie unabhängigen
Journalismus!



Mit jedem Kauf eines unserer Bücher.
Mit jedem Abo.
Und auch mit einem *kostenlosen* Abo.

Sie tragen dazu bei,
dass Debattenräume sich weiten und
Perspektivenwechsel einen
lösungsorientierten Diskurs fördern.

Handeln Sie jetzt: Unterstützen Sie uns!

Zum Shop: www.edition-pjb.de



Medien, Macht und Mut

Ralf M. Ruthardt im Gespräch mit
Michael Schmidt



Im Gespräch analysiert Michael Schmidt – Mitglied im NDR-Rundfunkrat – die Entwicklungen im öffentlich-rechtlichen Rundfunk, den Verlust journalistischer Distanz und die wachsende Bedeutung redaktioneller Haltung. Er zeigt, warum kritischer Qualitätsjournalismus Rückgrat, Mut und Unabhängigkeit braucht – und wie Medien wieder Vertrauen gewinnen können.

Ralf M. Ruthardt | Lassen Sie mich mit etwas Persönlichem beginnen: Mein „geliebter“ Deutschlandfunk, der mich so oft und so gut informiert hat – wo ist er hin? Lassen Sie uns, lieber Michael Schmidt, mit dieser Frage einsteigen. Verstehen Sie, als erfahrener Journalist, meinen subjektiv empfundenen Verlust?

Früher, als ich viel auf Geschäftsreisen war, fühlte ich mich in den sehr frühen Morgenstunden bereits umfassend, differenziert und geradezu objektiv informiert. Und auf den abendlichen Rückfahrten von Kundenterminen – der DLF: ein fester und wertvoller Bestandteil meines Tagesablaufs.

Und wie ergeht es mir seit einigen Jahren: Bereits nach wenigen Minuten der Berichterstattung kann es mir passieren, dass ich irritiert oder gar verärgert bin. Ich habe die Erkenntnis, dass ich zu oft selektiv oder einseitig informiert werde. Ich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, dass man mich – zu meinem Entsetzen – erzieht oder auf eine vorgegebene Linie bringen möchte. Dabei halte ich mich intellektuell in der Lage, mir eine eigene Meinung bilden zu können.

Und jetzt frage ich mich: Bin ich im Älterwerden hypersensibel geworden oder hat sich beim Deutschlandfunk etwas verändert?

Michael Schmidt | Tja, man wird wohl auch im Älterwerden sensibler. Schließlich treffen neue Informationen auf einen reichen Erfahrungsschatz. Es geht mir genauso. Ich bin sensibler geworden, gerade was die Medienwelt angeht. Da fragt man sich dann

schon des Öfteren, ob man jetzt mit jedem Quatsch behelligt werden oder zu jeder Frage des Lebens bekehrt werden muss.

Informiert mich! Das ist meine Erwartung. Und wenn ich eine Meinung haben will, dann kann ich mir diese selbst bilden. Ich will nicht ständig Meinungen aus den Redaktionen aufsaugen müssen.

Klar, als Rezipient – sprich: als Medienkonsument – muss ich damit klarkommen, dass es andere Meinungen gibt. Aber die vornehmliche Aufgabe des öffentlich-rechtlichen Rundfunks (ÖRR) ist es, qualitativ hochwertig zu informieren. Dies gilt für den Deutschlandfunk als solchen genauso wie beispielsweise für die *Tagesschau* und das *HeuteJournal*.

Ralf M. Ruthardt | Nun ist die Kritik an den öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten (ÖRR) seit Längerem gegeben. Da reicht es von der Höhe der Rundfunkbeiträge bis hin zu den Inhalten. Die Journalistin Julia Ruhs sagte im Gespräch mit mir (siehe Ausgabe 2025-02), dass es frustrierend sei, „wenn in den Medien Narrative gestützt werden, die sachlich so nicht haltbar sind.“ Da habe ich mich absolut wiedergefunden.

Gibt es Hoffnung, dass sich zukünftig wieder mehr Objektivität in der Berichterstattung findet und weniger haltungsfördernde Narrative und Framing die journalistische Arbeit im ÖRR und darüber hinaus kennzeichnen?

Michael Schmidt | Mein Eindruck ist, dass sich in den letzten Monaten das eine und andere in diese Richtung bereits getan hat.



Grund ist, dass die Kritik an dieser von Ihnen kritisierten Art von Journalismus gewachsen ist.

Und dennoch: Die Kritik ist berechtigt und vor dem ÖRR liegt noch ein Weg. Nehmen wir einen Vorgang aus der *Tagesschau*. Diese ist ja nicht nur in Form des linearen Fernsehens oder über die Mediathek zu sehen. Es gibt mit [tagesschau.de](https://www.tagesschau.de) die Internetpräsenz und die Präsenz in den sozialen Medien. Nun, am 24. März 2023 veröffentlichte die *Tagesschau* in ihrer Rubrik „Faktenfinder“ einen Artikel mit dem Titel „Viel Aufmerksamkeit für fragwürdige Experten“. Darin wurden unter anderem Daniele Ganser, Ulrike Guérot und Gabriele Krone-Schmalz kritisch beleuchtet. (Quelle: https://www.tagesschau.de/faktenfinder/kontext/ganser-guerot-krone-schmalz-101.html?utm_source=chatgpt.com) Ich frage mich, warum in der Überschrift von „fragwürdigen“ Experten gesprochen wird. Da beginnt die Denunziation schon im Titel. Warum hat man nicht einfach kritisch berichtet? Brauchte es so eine abwertende Einordnung?

Ein differenzierter und distanzierter Bericht passte offenbar einigen Redakteuren nicht in den Kram und deshalb die Überschrift „Aufmerksamkeit für fragwürdige Experten“. Vergessen wird, dass die Zuschauer und die User, die das hier lesen und konsumieren, natürlich keine Idioten sind. Vielmehr fragen sich viele, was das soll?

Das ist nicht der Journalismus, den mündige Bürgerinnen und Bürger erwarten. Und ganz persönlich: Ich als gelernter DDR'ler bin da ohnehin sensibel. Denn das kommt mir alles bekannt vor: In der DDR, wo das Bekenntnis abgefragt und Meinungen indoktriniert wurden. Ich weiß, wovon ich spreche. Immerhin habe ich etliche Jahre bei der „Aktuellen Kamera“ gearbeitet. Das war bekanntlich die Hauptnachrichtensendung im DDR-Fernsehen.

Ralf M. Ruthardt | Jetzt haben Sie mit dem Titel über den von Ihnen genannten Artikel ein Beispiel gebracht, welches für dieses Framing steht, das ich bei einem Qualitätsjournalismus nicht vorfinden möchte. Anders formuliert: Es entsetzt mich, dass ausgebildete Journalistinnen und Journalisten sich einer solchen Wortwahl bedienen, weil sie offensichtlich ein tiefergehendes Anliegen haben.

So, das ist ungefähr so, wie wenn man zum Arzt geht, dieser eine Diagnose stellt und eine Therapie verordnet, wobei man als Patient bei der vorgeschlagenen Therapie womöglich ein seltsames Gefühl haben kann. Folgt die Therapie einer objektiven Erkenntnis oder ist die Wochenendveranstaltung eines Pharmakonzerns auf Sylt inspirierend gewesen?

Michael Schmidt | Manches in der Berichterstattung hängt davon ab, wie es um das Rückgrat des verantwortlichen Redaktionsleiters, Chefredakteure et cetera bestellt ist. Was halten diese Leute aus? Denn durch eine kritische Berichterstattung – bleiben wir mal beim Angriff Russlands auf die Ukraine – kann ich mich natürlich in der etablierten Politik sehr unbeliebt machen. Und ich gehe das Risiko ein, dass andere Medien oder politische Amtsträger über mich herfallen, wenn ich aus dem Mainstream ausbreche. Ausbrecher in diesem Sinne haben es nicht leicht. In der DDR konnte man da schon mal mit Berufsverbot belegt werden. Das passiert heute zum Glück nicht.

Ralf M. Ruthardt | Sind wir uns da ganz sicher? Ja, kein Berufsverbot. Gott sei Dank! Aber Restriktionen gibt es womöglich schon ...

Michael Schmidt | ... das funktioniert subtiler. Es geht über Auftragsvergabe oder indem man zu einem Hintergrundgespräch nicht zugelassen wird.



Ralf M. Ruthardt | Bestrafung, indem man nicht mehr zu Talkshows eingeladen wird und nicht mehr nah an die Mächtigen in der Politik rankommt? Ich nehme jetzt mal Roger Köppel, Chefredakteur der Weltwoche und ehemaliger Schweizer Nationalrat, als Beispiel. Wenn ich ChatGPT frage, dann war dieser zwischen 2019 und 2021 ein gefragter Gast in Talkshows wie Markus Lanz, Anne Will oder Maybrit Illner – und nunmehr nicht mehr. Nun gut, vielleicht liegt es daran, dass sich die Themen verschoben haben, wodurch Köppels Expertise weniger gefragt war. Wir lassen das mal so stehen.

Michael Schmidt | Zu Herrn Köppel und seiner Sicht auf die Dinge ließe sich bestimmt eine ganze Menge sagen... Aber darum geht es ja nicht. Ich bin jetzt, bin ich mal ein wenig provokant und behaupte: Manche Journalisten suchen ausgesprochen gern die Nähe zu den Mächtigen. Man könnte es auch als Korruption durch Nähe bezeichnen – vielleicht auch beim Deutschlandfunk und bei den Edelfedern vom SPIEGEL und so weiter. Die Frage ist, haben wir ausreichend Konfliktfähigkeit? – Mein Eindruck ist, dass diese oftmals abhandengekommen ist. Dies gilt nicht nur für die große Politik. Da wird ein Bürgermeister ob einer Entscheidung in der regionalen Presse kritisiert – und schon grenzt das an Majestätsbeleidigung.

Ich hoffe, dass sich durch die gesellschaftliche Atmosphäre und die vernehmbare Programmkritik das wieder ändert. Es gibt auch beim NDR, in dessen Rundfunkrat ich bin, Anzeichen für Bewegung. Klar, freie Autorinnen und Autoren hängen natürlich immer von der Auftragsvergabe ab. Und wenn die sich wegen einer Recherche bei der Redaktionsleitung unbeliebt machen, dann fällt dieses Unbeliebtsein auf sie zurück. Das kann dann schon dazu führen, dass man zuerst an die zu zahlende Miete denkt und das journalistische Selbstverständnis hintansteht. „Zuerst kommt das Fressen und dann die Moral“, wie Bertolt Brecht sagte.

Ralf M. Ruthardt | Erkennbar braucht es Mut und Opferbereitschaft, wenn man etwas bewegen möchte. Das gilt dann wohl auch für die journalistische Arbeit – nicht nur in Krisengebieten. Für uns als Konsumenten von Medien bleibt die Aufgabe, für qualitativen Journalismus etwas zu bezahlen.


Und für uns als Bürgerinnen und Bürger ist die Aufgabe erkennbar, auf eine differenzierte und ausgewogene Berichterstattung in den öffentlich-rechtlichen Sendeanstalten zu bestehen. Mit dieser Aufforderung darf man sich zu Wort melden – so auch hier, in diesem Gespräch, geschehen.



Michael Schmidt

Jahrgang 1954, war über vier Jahrzehnte Journalist beim DDR-Fernsehen und später beim NDR. Heute arbeitet er als Autor mit Schwerpunkt Zeitgeschichte und Medienkritik. Er ist Mitglied des NDR-Rundfunkrats.

Foto: Nikolos Beshuaschwili



Das Schweigen der Bürgerlichen – unsere lauteste Kapitulation

von Christian Langer



In seiner Rezension zu „*Das laute Schweigen des Max Grund*“ beleuchtet Christian Langer die gesellschaftspolitische Relevanz des Romans. Er zeigt, wie präzise der Text die innere Zerrissenheit vieler Bürger einfängt – und warum der Ruf nach offenem Dialog heute dringlicher ist denn je.

Zwischenzeitlich sind zwei der Romane von Ralf M. Ruthardt von Prof. Dr. Erick Behar-Villegas ins Spanische übersetzt und dort bei Fundalib (Madrid) erschienen.

Wer ist Max Grund, der Titelheld des Buches von Ralf M. Ruthardt? Und was bedeutet der Titel „Das laute Schweigen des Max Grund“?

Ruthardt bettet seinen Protagonisten in eine Geschichte ein, die im Frühjahr 2023 beginnt. Max Grund, Familienvater von drei jungen Erwachsenen und beruflich als IT-Unternehmer tätig, spürt, dass in der Gesellschaft – insbesondere seit der Pandemie – etwas grundlegend nicht mehr stimmt. Schnell wird dem Leser klar: Mit dem „lauten Schweigen“ sind all jene Gedanken gemeint, die viele liberale, wertkonservative Bürger täglich bewegen. Max' Gedanken kreisen unaufhörlich, wie in einem Hamsterrad. Er versucht, Ordnung in seine Überlegungen zu bringen, anstatt sie einfach vorbeiziehen zu lassen.

Was ist es also, das ihn umtreibt? Es ist die gesplante Gesellschaft. Die Meinungsfreiheit hat gelitten, ein vernünftiger Diskurs scheint kaum noch möglich. Unliebsame Meinungen werden niedergeschrien, viele Menschen sagen nicht mehr, was sie denken – sie schweigen. Entweder, weil sie sich ihrer Meinung nicht sicher sind oder weil sie sich nicht ausreichend mit den Missständen in der Gesellschaft auseinandersetzen wollen.

Max Grund geht mit den öffentlich-rechtlichen Medien hart ins Gericht. Für ihn sind sie zur Qual geworden, da sie nicht mehr ausgewogen berichten, sondern desinformieren, manipulieren und nur eine vermeintliche Wahrheit verbreiten. Dabei möchte er sich

doch selbst eine Meinung bilden – ohne bevormundet zu werden.

Ein besonders eindrückliches Kapitel (#6 „Endlich in einer Talkshow“) schildert einen Traum: Max bewirbt sich bei einer bekannten Talkshow des öffentlich-rechtlichen Rundfunks – und wird tatsächlich eingeladen. Zunächst zögerlich, dann immer bestimmter bringt er seine Argumente vor. Die öffentlich-rechtlichen Sender gehören der Gesellschaft, den Bürgern – sie sind die eigentlichen „Chefs“. Es sei nicht Aufgabe der Sender, eine „Wahrheit“ zu verkünden, sondern den Diskurs ausgewogen zu gestalten und professionell zu moderieren. Die Meinung des anderen müsse man gelten lassen. Max weiß: Genau das geschieht heute nicht mehr.

Auch außenpolitisch bezieht er Stellung. Deutschland solle aufhören, seine Weltanschauung zu exportieren, sondern anderen Ländern überlassen, ihren eigenen Weg zu gehen: „Deutschland braucht kein Lehrer zu sein.“ Unser Verständnis von Demokratie müsse nicht überallhin exportiert werden – andere Länder haben andere kulturelle Hintergründe, Entwicklungen und Gesellschaftsentwürfe (S. 92).

Zur Klimapolitik stellt Max fest, dass Deutschlands Maßnahmen das Weltklima nicht retten werden (S. 111). Die politischen Entscheidungen der letzten Jahre erscheinen ihm ideologisch fehlgeleitet. Er fragt sich, ob Deutschland wirklich den Rest der Welt



retten muss (S. 115). Muss sich die Wirtschaft deindustrialisieren und den Ast absägen – zugunsten einer ideologischen Überzeugung? (S. 118). Solche Überlegungen finden sich in den Kapiteln #8 („Heimspiel“) und #9 („Die Rettung der Welt“).

Auch die Migrationspolitik wird thematisiert – im Kapitel #11 („Alle sind willkommen“). Max und seine Familie engagierten sich zunächst in der Flüchtlingshilfe. Doch inzwischen ist ihm klar geworden: Man kann nicht allen Menschen dieser Welt helfen (S. 148).

Sind Max' Gedanken nur eine Aneinanderreihung von Kritikpunkten? Nein. Zwar benennt das Buch viele Schwächen unserer Gesellschaft, doch Max schlägt auch zahlreiche vernünftige Gegenmaßnahmen vor (z. B. S. 82).

Im Zentrum steht für ihn jedoch eines: **Menschen müssen wieder miteinander reden – und nicht schweigen!** Immer wieder tauchen Sätze auf wie: „Wir müssen reden“, „Wir dürfen nicht schweigen“ – verbunden mit dem Appell, Argumente mit Zeit, Konzentration und Toleranz für Andersdenkende auszutauschen.

Als Leser spürt man, wie sehr Max Grund bemüht ist, seine Gedanken zu ordnen – und wie einsam er sich dabei fühlt. Er möchte handeln, nicht tatenlos zusehen, weiß aber nicht genau, wie. Seine Kinder will er mit seinen Sorgen nicht belasten, doch er erkennt, dass die beschriebenen Entwicklungen ihre Zukunft gefährden.

Schweigt Max Grund wirklich? Nein. Er postet gelegentlich seine Gedanken – was ihm beruflich Schwierigkeiten einbringt. Dreimal wird beiläufig ein „schwarzer Sprinter mit verdunkelten Scheiben“ erwähnt, der ihm auffällt. Ob dieser dunkle Schatten tatsäch-

lich eine Bedrohung darstellt, bleibt offen – das muss der Leser selbst herausfinden.

Mit „Das laute Schweigen des Max Grund“ ist Ralf Ruthardt ein besonderer Roman gelungen. Die Gedanken des Protagonisten werden viele liberal und bürgerlich gesinnte Leser ansprechen. Für diesen Leserkreis ist es wohltuend, vertraute Sichtweisen, Bewertungen und Positionen strukturiert und treffend formuliert wiederzufinden. Das Buch liest sich flüssig und anregend. Die zentrale Botschaft: **Redet wieder miteinander – auch mit Andersdenkenden! Schweigt nicht! Tauscht Argumente aus und lasst andere Meinungen zu!**

Es überrascht nicht, dass der Autor ein eigenes Magazin mit dem Titel „Mit Menschen reden“ herausgibt.

Als Mitglied der Hayek-Gesellschaft und Rezensent dieses Romans ist es für mich nur konsequent, diesem Buch eine uneingeschränkte Leseempfehlung auszusprechen. Es wird aber auch viele Menschen erreichen, die sich bislang nicht gesellschaftspolitisch engagiert haben.

Das laute Schweigen des Max Grund

Roman von Ralf M. Ruthardt

Edition PJB,

ISBN 978-3982574905

Hardcover | € 23

Auch als eBook & als Hörbuch bei Spotify, Audible und überall, wo es Hörbücher gibt



Dennis Jung ist endlich auf Erfolgskurs. Jedenfalls, was seinen Job anbelangt, hat er es schon weit gebracht. Als Chef einer NGO kümmert er sich um die Klimakrise – bis er, völlig überraschend, selbst in eine Überlebenskrise gerät. Auf hoher See sieht seine Welt plötzlich ganz anders aus.

Einmal mehr wagt sich Ruthardt an ein gesellschaftspolitisches Thema – und wundert sich nicht, dass ein Kritikpunkt seines Romans maximal aktuell ist: Die NGOs und deren Mitfinanzierung durch Regierungen.

»Ein Roman, der Narrative entlarvt – und zum Nachdenken zwingt.«

Prof. Dr. Erick Behar-Villegas

»Kaum ein Autor in der aktuellen deutschsprachigen Literatur traut sich das, was Ruthardt uns mit Leichtigkeit zumutet. Gerade deshalb lesenswert.«

Nickolas Emrich | SPIEGEL-Bestseller-Autor

Untergang der »GREEN«

Roman

von Ralf M. Ruthardt

Taschenbuch | € 18

180 Seiten

ISBN 978-3982705903



Mehr Freiheit – statt Planwirtschaft in der Pflege

Ralf M. Ruthardt im Gespräch mit
Christof Ronge



Christof Ronge kennt die Pflegepraxis von der Basis bis zur Leitungsebene. Der ausgebildete Gesundheits- und Krankenpfleger arbeitet seit Jahren in verantwortlicher Position und tritt jetzt, im Frühjahr 2026, für *TEAM FREIHEIT* zur Landtagswahl in Baden-Württemberg an. Sein Schwerpunkt: die zunehmend prekäre Versorgungslage im Land.

Ralf M. Ruthardt | Christof Ronge, Sie sprechen von einem strukturellen Problem in Baden-Württemberg, was die Pflege angeht. Woran machen Sie das fest?

Christof Ronge | Die Landespolitik hat die Rahmenbedingungen für Pflege und Gesundheitsversorgung in den letzten Jahren kontinuierlich verschärft. Krankenhausschließungen, steigende Investitionskosten und immer neue Vorgaben setzen die Einrichtungen massiv unter Druck. Besonders deutlich wird das an der neuen Heimbauverordnung, die Doppelzimmer abschafft und nur noch Einzelzimmer vorsieht. Was gut gemeint war – mehr Privatsphäre – führt in der Praxis zu Rückbau, Sanierungszwang und fehlenden Pflegeplätzen.

Ralf M. Ruthardt | Warum ist der verpflichtende Übergang zu Einzelzimmern Ihrer Ansicht nach problematisch?

Christof Ronge | Weil er an der Realität vorbeigeht. Doppelzimmer bieten mehr soziale Interaktion, denn viele Bewohner entwickeln echte Bindungen und stützen sich gegenseitig. Zudem sorgen sie für mehr Betreuungssicherheit, denn der Pflegeintervall ist im Doppelzimmer höher: Es kommt häufiger eine Fachkraft vorbei, schlicht weil zwei Menschen dort leben. Und: Selbst Ehepaare dürfen, wo möglich, künftig, wenn es nach der schwarz-grünen Landesregierung geht, nicht mehr in einem Zimmer zusammenwohnen. Das ist ein Eingriff in die Lebensgestaltung, den der Staat aus meiner Sicht nicht vornehmen darf.

Ralf M. Ruthardt | Die Landesregierung argumentiert mit Intimsphäre und moderner Wohnqualität.

Christof Ronge | Das ist nachvollziehbar – aber eben ein Beispiel für gut gemeint und schlecht gemacht. Wenn ein Bewohner ein Einzelzimmer möchte, soll er dieses selbstverständlich bekommen. Aber die Wahlfreiheit abzuschaffen und alle Heime zu teuren Umbauten zu zwingen, ist falsch. Viele Einrichtungen sind gerade einmal 20 Jahre alt und müssen nun komplett umgebaut werden. Das treibt Investitionskosten, die am Ende die Pflegebedürftigen selbst zahlen. Eigenanteile von 4.000 Euro im Monat sind heute schon Realität – und sie werden weiter steigen. Wer soll das bezahlen können? Hier bleibt die Landesregierung aus meiner Sicht den Wählerinnen und Wählern eine Antwort schuldig.

Ralf M. Ruthardt | Was bedeutet das Ihrer Einschätzung nach konkret für die Versorgung in Baden-Württemberg?

Christof Ronge | Zwischen 2026 und 2030 werden Pflegeplätze verschwinden. Nicht aus Personalmangel allein, sondern weil Gebäude nicht wirtschaftlich umgerüstet werden können. Kleine, oftmals familiengeführte Unternehmen werden vom Markt gedrängt – übrig bleiben große Trägerstrukturen. Das ist eine schleichende Monopolisierung und der Weg in eine planwirtschaftliche Pflege. Menschen in den östlichen Bundesländern könnten sich dabei an die ehemalige DDR erinnert fühlen.



Ralf M. Ruthardt | Nun sind Sie auf der Liste einer quasi Anti-Partei, nämlich *TEAM FREIHEIT*. Lassen Sie uns an Ihren konkreten Forderungen teilhaben, damit wir eine Vorstellung bekommen, wie *TEAM FREIHEIT* sich zu diesem Thema positioniert.

Christof Ronge | Mehr Gestaltungsfreiheit für Betreiber, Betroffene und Angehörige. Solange Zimmer den bisherigen DIN-Standards entsprechen, sollten sie weiter genutzt werden dürfen. Planungssicherheit statt ständig neuer Regelungen. Und vor allem Wahlfreiheit: Wer ein Einzelzimmer möchte, soll es bekommen. Wer im Doppelzimmer leben will – gerade auch Paare –, muss das weiterhin dürfen. Pflege darf nicht ideologisch verordnet werden, sondern muss sich an den Menschen orientieren.

Ralf M. Ruthardt | Das hört sich einfach an ...

Christof Ronge | ... und das ist es auch. Es kann nicht sein, dass in jeder Legislaturperiode Ministerinnen und Minister oder deren Umfeld auf Ebene der Staatssekretäre sich mit irgendeiner neuen Regelung oder Gesetzgebung verewigen wollen. Vielmehr ist es die aktuelle Aufgabe, dass Politik das Leben vereinfacht und Bürgerinnen und Bürgern mehr Freiheit zur Lebensgestaltung lässt. Ja, damit geht Eigenverantwortung einher. Aber mein Eindruck ist, dass die Menschen genau das wollen. Raus aus dem „betreuten“ Leben und rein in ein freies und selbstbestimmtes Dasein.

Christof Ronge

ist Pflegefachkraft und Fachwirt in Organisation und Führung im Sozialwesen, arbeitet leitend in der Pflege, engagiert sich humanitär und kandidiert 2026 parteilos. Seine Schwerpunkte sind: Pflegepolitik, Bürokratieabbau und eine praxisnahe, menschenorientierte Verwaltung.



*„... ein rührender Roman über die schwierige Erfahrung,
einen geliebten Menschen mit Demenz zu begleiten.
Max besucht seinen Freund Moritz,
der nach einem Schlaganfall kaum noch sprechen kann.*

*Trotz der Stille versucht Max,
ihm mit eigenen Geschichten Nähe zu schenken.
Das Buch zeigt,
wie wichtig Worte und menschliche Verbindung sind,
auch wenn Erinnerungen verblassen.
Eine berührende Geschichte, die zum Nachdenken anregt.
Sehr lesenswert!“*

Rezension von Britta Gielow

Samstags bringe ich dir Worte

Roman von Ralf M. Ruthardt

Edition PJB

ISBN 978-3982574936

Taschenbuch | nur € 11,90

auch als eBook & Hörbuch



TEAM FREIHEIT – eine politische Kraft?

Ralf M. Ruthardt im Gespräch mit
Sarah Zickler



Während die sogenannten Leitmedien sich nur am Rande um eine der neueren Gründungen im politischen Spektrum mühen, gibt es bei **MITMENSCHENREDEN** einmal mehr ein Interview mit der neuen politischen Kraft, deren Gesichter vor allem Frauke Petry, Joana Cotar und Thomas L. Kemmerich sind. Im Gespräch erläutert Sarah Zickler ihren Wechsel zum **TEAM FREIHEIT** und beschreibt, warum sie in klassischen Parteistrukturen kaum noch Raum für echte liberale Politik sieht. Sie spricht über Verantwortung, Transparenz und ihren Anspruch, Baden-Württemberg wirtschaftlich und politisch neu auszurichten.

Ralf M. Ruthardt | Sarah Zickler ist Unternehmerin in der Immobilienwirtschaft und wechselte Mitte 2025 von der FDP zum **TEAM FREIHEIT**, wo sie nunmehr als Spitzenkandidatin zur Landtagswahl in Baden-Württemberg im März 2026 aufgestellt wurde.

Danke für Ihre Bereitschaft zum Gespräch, Sarah Zickler. Sie haben Expertise sowohl in der Parteipolitik als auch in der Kommunalpolitik gesammelt.

Seit Juli sind Sie nun bei **TEAM FREIHEIT**. Nun, eine Partei wechselt man vermutlich nicht ohne gewichtige Gründe. Lassen Sie uns verstehen, was Sie dazu veranlasst hat?

Sarah Zickler | Ich bin in die FDP damals eingetreten, weil ich Mittelstandspolitik machen wollte. Mir ging es um eine freiheitliche Wirtschaftspolitik. Genau das ist nun auch der Grund gewesen, weshalb ich nach langem Ringen aus der FDP ausgetreten bin: Eine freiheitliche Wirtschaftspolitik findet dort nicht mehr statt. Meine Feststellung war, dass in der einst liberalen Partei die Bürgerrechte und Freiheit nicht mehr hochgehalten wurden.

Mittlerweile scheint man sich selbst genug zu sein und es geht an erster Stelle darum, die Mandatsposten zu behalten. Es geht nicht mehr darum, für Freiheitsrechte zu kämpfen.

Es wird, so meine Erfahrung, immer nur für sich selbst gekämpft. Dafür will ich meine

Zeit einfach nicht hergeben. Bei **TEAM FREIHEIT** habe ich das gefunden, was ich mir für ein wirksames Engagement in der Politik vorstelle.

Ralf M. Ruthardt | Haben Sie die Wahrnehmung, dass die Parteien in Deutschland in Summe zu sehr mit sich selber und mit individualisierten Interessen der Mandatsträger und der Leute, die in den Parteien da aktiv sind, beschäftigt sind? Und dass die Wahlprogramme quasi auf die Show nach außen reduziert wurden und der Wesenskern der jeweiligen Partei hintenansteht?

Sarah Zickler | Definitiv. „Durch die Bank weg“ ist die aktuelle Politik eher ein Selbstzweck oder vielmehr sie dient dem Selbsterhalt. Dabei ist es völlig egal, welche Partei wir betrachten. Da brauchen wir nicht über Farben zu sprechen. Da geht es den Akteuren vor allem darum, wie sie ihre Posten erhalten und behalten.

Schauen Sie, Herr Ruthardt, woher kommen denn die meisten Politiker? Was haben die denn für einen Background? Wir reden hier in den meisten Parteien über Langzeitabgeordnete, die seit vielen Jahren im Parlament sitzen. Und wir reden über junge Leute, die – wenn man Glück hat – eine Ausbildung oder ihr Studium abgeschlossen haben. Oft ist ja nicht einmal das der Fall. Die wechseln ohne wesentliche Lebens- und Berufserfahrung direkt in den Politikbetrieb. Da ist es ja naheliegend, dass diese Menschen bemüht sind,



ihr Mandat zu behalten. Weil, wo wollen diese Leute ihr Geld verdienen, wenn das Mandat weg ist? Gut, manche werden von der Partei mit irgendwelchen gut und aus Steuermitteln bezahlten Jobs versorgt. Gleichwohl, die Leute haben wirklich was zu verlieren.

Ralf M. Ruthardt | Diese Kritik wird seit Jahren vorgetragen. Ja, sie ist nachvollziehbar und erscheint berechtigt. Gleichwohl kann man sich als Bürgerin und Bürger die Frage stellen, wie sich das ändern soll.

Sarah Zickler | Die Parteien erweisen unserer Demokratie keinen Gefallen mit dem beschriebenen Agieren. Deshalb machen wir es bei *TEAM FREIHEIT* anders. Wenn die Leute einen Blick auf unsere Liste mit den Landtagskandidaten werfen, dann ist das direkt erkennbar: Dort findet man ausschließlich Menschen, die Berufserfahrung haben oder ein Unternehmen führen. Es sind Personen, die nicht wegen der Karriere in die Politik wechseln. Die haben ihre Fähigkeit bereits unter Beweis gestellt und gehen in die Politik, weil sie sich unserem Land gegenüber verpflichtet fühlen. Sie sind bereit, politische Verantwortung zu übernehmen.

Ralf M. Ruthardt | Wie lässt sich die Motivation der Kandidatinnen und Kandidaten auf der Landesliste von *TEAM FREIHEIT* für die Wahl in Baden-Württemberg in drei Sätzen beschreiben?

Sarah Zickler

ist Unternehmerin in der Immobilienwirtschaft und wechselte Mitte 2025 von der FDP zum *TEAM FREIHEIT*, wo sie nunmehr als Spitzenkandidatin zur Landtagswahl in Baden-Württemberg im März 2026 aufgestellt wurde.





Sarah Zickler | Wir möchten, dass dieses Land wieder funktioniert! Wir möchten, dass die Wirtschaft funktioniert! Wir möchten, dass dieses Land für unsere Kinder funktioniert und dass wir alle eine Zukunft in Wohlstand und Frieden haben.

Ralf M. Ruthardt | Viele Menschen werden den Partei- bzw. Vereinsnamen „TEAM FREIHEIT“ bereits gehört oder gelesen haben. Auf der Internetseite kann man sich über inhaltliche Positionen informieren. Gleichwohl erscheint die inhaltliche oder strategische Linie der Partei noch schwammig. Nehmen Sie Einfluss auf die Partei, damit sich das ändert?

Sarah Zickler | Auf die Partei hab ich genau null Einfluss, weil ich nicht Mitglied dieser Partei bin. Worauf ich allerdings Einfluss nehmen werde, ist die Politik im Landtag von Baden-Württemberg.

Ralf M. Ruthardt | Jetzt sind wir an einem wesentlichen Punkt, der bei *TEAM FREIHEIT* einen Unterschied zu anderen Parteien macht. Partei und Verein. Diese Trennung sollte von Ihnen bitte erklärt werden. Denn es wäre ja irritierend, wenn es zwischen Partei, dem Verein oder den Mandatsträgern keine geklärte inhaltliche Ausrichtung geben würde.

Sarah Zickler | Unsere Logik bei *TEAM FREIHEIT* sieht vor, dass die Parteimitglieder die Kandidatinnen und Kandidaten wählen. Das müssen Sie sich wie ein Vorstellungsgespräch vorstellen. Man bewirbt sich quasi bei der Partei, weil man inhaltlich übereinstimmt und politische Verantwortung übernehmen und mitgestalten will. Da gibt es Vorstellungsrunden und die Partei entscheidet dann, ob man geeignet ist oder nicht.

Ralf M. Ruthardt | Aber was macht den Unterschied zu den anderen Parteien? Dort

gibt es ja ebenfalls durch die Partei eine Auswahl der Kandidaten per parteiinterner Wahl. Gut, bei *TEAM FREIHEIT* sind die für ein Mandat kandidierenden Menschen nicht Mitglied in der Partei. Das macht dann schon mal einen Unterschied. Gleichwohl bestimmt bei *TEAM FREIHEIT* ebenfalls die Partei, wer auf eine Wahlliste kommt.

Sarah Zickler | Der wesentliche Unterschied besteht darin, dass bei *TEAM FREIHEIT* kein Parteimitglied Rücksichten auf Kandidaten nehmen muss, weil es keine wechselseitigen Abhängigkeiten gibt. Parteimitglieder wollen nicht Kandidaten werden und müssen mit keinem der Kandidaten faule Kompromisse schließen. Sie sind tatsächlich frei, weil sie kein Mandat anstreben.

Ralf M. Ruthardt | Lassen wir das zunächst so stehen. Wer sind die Menschen, die in der Partei sitzen und das Wahlprogramm schreiben?

Sarah Zickler | Zunächst: Die Partei ist das Mittel zum Zweck, um politisch teilnehmen zu können. Es gilt nun mal, das Regelwerk zu beachten, um eine Liste aufstellen zu können. Von der Partei kommt jedoch kein Wahlprogramm für meinen Wahlkampf in Baden-Württemberg. Das kommt von uns Kandidatinnen und Kandidaten. Es stehen somit die Menschen im Vordergrund, die zur Wahl antreten. Deren Expertise, Persönlichkeit und deren konkretes politisches Programm sorgen bei den Wahlberechtigten für Transparenz.

Im Wahlprogramm für die Landtagswahl in Baden-Württemberg schreibe ich maßgeblich die Bereiche Wirtschaftspolitik, Wohnen und Bauen sowie die Mittelstandspolitik. Ein anderer Kandidat, er ist Internist, der ist für die Gesundheitspolitik in unserem Programm maßgeblich.



Ralf M. Ruthardt | Lassen Sie uns nochmals auf die Parteimitglieder zurückkommen, welche schlussendlich die „Qual der Wahl“ (lacht) haben, was die Kandidatinnen und Kandidaten anbelangt. Oder anders ausgedrückt: welche die Macht der Wahl haben.

Sarah Zickler | Ich würde sagen, diese tragen eine große Verantwortung. Ich würde es nicht als Macht bezeichnen wollen. Schließlich sind wir als Beteiligte uns einig, dass wir diese klassischen Parteistrukturen nicht haben wollen. Und insbesondere sind wir uns darüber einig, dass wir Qualität in die Parlamente bringen wollen. Das ist die Verantwortung, die die Menschen in der Partei für die Listenvahl tragen.

Ralf M. Ruthardt | Ich habe ChatGPT (am 05.12.2025) gefragt: Wer ist Parteivorsitzender der Partei *TEAM FREIHEIT*? Und die Antwort – unbenommen, dass ein neuronales Netz, also eine KI, fehlerhaft ist – lautet „Thomas L. Kemmerich“. Ist das richtig?

Sarah Zickler | Nein, das stimmt nicht. Er ist Vorsitzender des Vereins und nicht der Parteivorsitzende ...

Ralf M. Ruthardt | ... und genau das ist in der Kommunikation intransparent. Die Rollenverteilung zwischen Partei, Verein und Mandatstragenden sowie die personifizierte Klärung, wer welche Funktion hat, ist mir zu wenig erkennbar. Vielleicht habe ich zu unachtsam die Internetseite von *TEAM FREIHEIT* durchforstet; das will ich nicht ausschließen. Deshalb meine nochmals mein Nachbohren: Wer sind die Menschen, die in der Partei sind bzw. dort beispielsweise den Vorstand bilden?

Sarah Zickler | Es ist kein Geheimnis, dass Markus Kunz unser Landesvorsitzender der Partei *TEAM FREIHEIT* in Baden-Württemberg ist und Prof. Wolfgang Söhnlein sein Stellver-

treter. Die Namen sind öffentlich bekannt, nur die Menschen sind in der Regel keine öffentlichen Personen und allgemein bekannt. Hierzu wird es demnächst noch mehr Informationen auf unserer Homepage geben. Da arbeiten wir aktuell dran. Ihre Kritik ist berechtigt, dass, wenn selbst die KI unsere Struktur nicht auseinanderhalten kann, wie sollen dann die Bürger das hinbekommen. Hier muss noch transparenter und vor allem leicht verständlich kommuniziert werden, da kann ich Ihnen leider nicht widersprechen.

Ralf M. Ruthardt | Lassen Sie uns nochmals auf die Inhalte zu sprechen kommen, die Ihnen für Baden-Württemberg wichtig sind. Haben Sie ein konkretes Beispiel?

Sarah Zickler | Ich weiß, die Landesbauordnung langweilt die Menschen oft, aber sie ist was Grundlegendes. Wenn wir in unserem Bundesland günstigeren Wohnraum schaffen, dann verbessern wir natürlich die Standortqualität für die Wirtschaft und damit für die Menschen. Was braucht die Wirtschaft? Das sind Fachkräfte. Und was brauchen die Fachkräfte? Die Möglichkeit zu attraktivem und bezahlbarem Wohnen.

Die Landesbauordnung ist ein wichtiger Hebel, um dafür zu sorgen. – Manchmal ist es tatsächlich simpel, den Wirtschaftsstandort Baden-Württemberg wieder attraktiver zu machen. Das genannte Beispiel ist ein Baustein, an dem ich persönlich arbeite. Der nächste Punkt ist themenübergreifend: Es ist dieses furchtbare Wort Bürokratieabbau. Niemand mag es mehr hören, weil Politiker seit vielen Jahren über dieses Thema sprechen. Als *TEAM FREIHEIT* wollen wir darüber nicht mehr nur sprechen, wir wollen es tun.

Ralf M. Ruthardt | Wenn wir annehmen, *TEAM FREIHEIT* würde über die 5 % kommen und im Landtag sitzen, dann ist das ja noch kein wirklicher Einfluss.

Sarah Zickler | Zum einen gehe ich nicht davon aus, dass wir lediglich 5 % holen werden. Vielmehr bin ich der Meinung, dass freiheitliche Politik genau das ist, was die Menschen aktuell haben möchten. Ob ich mit Unternehmern spreche oder mit Eltern, die feststellen müssen, dass Bildungspolitik ein Desaster ist – überall begegnen mir Probleme, die mit einer liberalen, freiheitlichen Politik beantwortet werden können. Ich bin daher überzeugt, dass wir nicht über die 5-%-Hürde sprechen müssen, sondern wir deutlich mehr Zustimmung erreichen werden.

Zudem: Es wird keine Partei geben, die die absolute Mehrheit im Landtag holt. Somit wird es Zusammenarbeit zwischen den Parteien geben müssen. Wir müssen dabei schauen, dass man gemeinsam arbeitet. Das ist ja ein großer Pluspunkt von *TEAM FREIHEIT*: Bei uns gibt es keine Gesprächsverbote. Es gibt keine Zwänge, die uns von einer inhaltlichen, sachlichen Zusammenarbeit in den Parlamenten abhalten.

Ralf M. Ruthardt | Das würde bedeuten, dass Sie die Gestaltungsmacht wieder ins Parlament zurückholen wollen und dort keine Berührungängste in der Zusammenarbeit mit den gewählten Vertreterinnen und Vertretern der anderen Parteien haben. Es geht *TEAM FREIHEIT* um die Inhalte und nicht darum, welches Parteibuch jemand in der Tasche hat.

Sarah Zickler | Richtig.



Wie Mehrheit ohne Mehrheit entsteht

Ralf M. Ruthardt im Gespräch mit
Dr. Hans-Georg Maaßen



Im Gespräch analysiert Dr. Hans-Georg Maaßen die wachsende Diskursverschiebung in Deutschland. Er erläutert, warum liberale und konservative Positionen in Medien und sozialen Netzwerken kaum Resonanz finden, wie linke Strategien Meinungsmacht erzeugen – und welchen Beitrag bürgerliche Kräfte leisten müssten, um politisch wieder wirksam zu werden.

Ralf M. Ruthardt | Dr. Hans-Georg Maaßen, ehemaliger Präsident des Bundesamts für Verfassungsschutz (2012–2018), gilt als konservativer Vordenker. Er war Vorsitzender der von ihm mit initiierten Partei WerteUnion, welche er inzwischen verlassen hat.

Wie steht es, lieber Herr Dr. Maaßen, um die Wahrnehmung liberaler und konservativer Argumente in der breiten Öffentlichkeit? Kann es sein, dass man sich schwertut, in den sozialen Netzen, im öffentlich-rechtlichen Rundfunk und den sogenannten Mainstream-Medien zu Wort zu kommen?

Hans-Georg Maaßen | Es gibt einige Gründe, weshalb man Ihre Frage mit Ja beantworten kann. Einen Hauptgrund hat Franz Josef Strauß in seiner bekannten Rede bei einem Parteitag 1986 angesprochen. Er warnte vor dem rot-grünen Narrenschiff „Utopia“. Diese Leute würden Deutschland zugrunde richten. Strauß erklärte, dass die konservative Weltansicht zwar langweilig sei, aber man trotzdem daran festhalten solle. Das Bürgertum – so meine Interpretation – hat in seiner Dekadenz jedoch lieber das unterstützt und gewählt, was sexy und modern klingt. Etwas, wo man glaubte, in der Außenwirkung kein schlechtes Gewissen haben zu müssen.

Schauen wir auf die Volksabstimmung im Oktober 2025 in Hamburg. Hat die vernünftige, wenn auch trockene und vielleicht auch langweilige konservative und liberale Argumentation Anklang gefunden? Knapp über 50 % haben sich dafür ausgesprochen, dass Hamburg früher als ohnehin geplant klimaneutral werden soll. Wobei sich die Frage

stellt, warum die Wahlbeteiligung so gering war und somit eine Minderheit sich durchsetzen konnte. Da kann ich nur sagen, das sind Leute, die wahrscheinlich reinen, politisch-infantilen Herzens für das Schöne und scheinbar Gute gestimmt haben – „Utopia“ lässt grüßen.

Vielleicht zählen sachliche Argumentationen und Lebenserfahrungen zwischenzeitlich wenig. Vielleicht liegen solche Wahlausgänge auch daran, dass viele Konservative und Liberale es noch nicht begriffen hatten, dass wir mit solchen Entscheidungen den Klimawandel nicht bekämpfen, sondern Unsinn fördern und neue Probleme verursachen.

Ralf M. Ruthardt | Braucht es konservative und liberale Narrative?

Hans-Georg Maaßen | Ich meine, es gilt, eine Vision zu eröffnen. Es geht nicht um ein Zurück in die Zeit von Helmut Kohl, Hans-Dietrich Genscher oder Otto Graf Lambsdorff. Es geht darum, wie wir mit der Stärke liberaler und konservativer Werte die Zukunft gestalten. Da sind die klassischen Werte, die uns groß und stark gemacht haben: die hohe Leistungsbereitschaft, eine ausgezeichnete Bildung junger Leute und auch die oftmals diffamierten Sekundärtugenden, wie pünktlich zur Arbeit zu erscheinen.

Es geht nicht um ein Zurück zu „guten alten Zeiten“. Es geht darum, dass wir mit den beschriebenen Werten unser Land wieder leistungsfähig und stark machen. Eine attraktive Beschreibung dieser Vision haben



die Konservativen und Liberalen bislang leider nicht zuwege gebracht.

Ralf M. Ruthardt | Sind die Liberalen und Konservativen eher in kleinen elitären Netzwerken zu finden, wo man sich ob der guten Argumente gegenseitig auf die Schultern klopft? Während man in den eher sozialdemokratischen, grünen oder gar sozialistischen Zirkeln viele Menschen zusammenbringt und unter einem Protestplakat oder -banner versammelt?

Hans-Georg Maaßen | Ich glaube, Herr Ruthardt, da haben Sie durchaus recht. Ich habe ja das Experiment WerteUnion beendet, weil es aus meiner Sicht gescheitert war. Ein Grund von mehreren war, dass viele das Netzwerken missverstanden haben.

Sich an Stammtischen und bei Veranstaltungen zu treffen und mit den immergleichen Leuten zu reden, ist schön – aber man ging nicht in die Tiefe der Gesellschaft. So erreicht man nicht die Leute, die letztendlich auf uns warten müssten und doch nichts von uns erfahren. Offensichtlich können das die linken Parteien einfach besser.

Warum Linke mehr erreichen

Ich denke nur daran, wie es die Partei DIE LINKE geschafft hatte, bei der letzten Bundestagswahl durch TikTok und andere soziale Medien von rund 4 % in den Vorhersagen auf über 8 % zu kommen. Das gelingt, wenn man auf die Leute zugeht und sie da abholt, wo sie mit ihren Alltagssorgen stehen. Klar, viele Menschen sind politisch wenig interessiert, und auch diese Wählerinnen und Wähler gilt es anzusprechen. Den Bürgerlichen fehlt das Gefühl dafür, weil sie zu sehr unter sich sind. Man fühlt sich dort wohl – und das soll gefälligst auch so bleiben.

Ralf M. Ruthardt | Eine Partei oder politische Vereinigung hat in einer Demokratie dann keine Wirkung, wenn man für sich bleiben möchte. Und wenn man vor allem damit beschäftigt ist, sich gegenseitig auf die Schulter zu klopfen, weil die Argumente so zutreffend sind. Für den gemeinen Wahlberechtigten scheint da wenig vorgesehen zu sein – und das rächt sich dann bei den Wahlen.

Hans-Georg Maaßen | Auf jeden Fall ist die politische Linke hochprofessionell. Die haben ihre Thinktanks, die haben ihre Institute und Wissenschaftler. Die politische Linke hat Erfahrung mit der Massenkommunikation. Währenddessen die Bürgerlichen sich zu oft dessen noch nicht mal bewusst sind. Man wundert sich, dass durch Medienkampagnen konservative Einzelpersonen in Grund und Boden geschrieben werden. Man merkt nicht, dass das alles ein Konzept ist. Verwundert reibt man sich die Augen über diese Erfolge und versteht nicht, dass diese Erfolge das Ergebnis harter Arbeit in Thinktanks und von Intellektuellen der politischen Linken sind.

Ralf M. Ruthardt | Stellen sich immer noch zu wenig Liberale und Konservative die Frage, woher beispielsweise der Erfolg von DIE GRÜNEN beziehungsweise Bündnis 90/DIE GRÜNEN kommt?

Hans-Georg Maaßen | Man muss sich mal die Partei DIE GRÜNEN anschauen. Aus meiner Sicht ist es eine politische Sekte ...

Ralf M. Ruthardt | ... oder eine ideologisch aufgeladene Partei?

Hans-Georg Maaßen | ... die in diesem Land niemals mehrheitsfähig gewesen wäre. Alleine als sektiererische Minderheit hat sie es geschafft, die Mehrheit zu dominieren. Man muss also nicht unbedingt die Mehr-



heit auf seiner Seite haben. Es kommt darauf an, die Mehrheit so zu dominieren, dass man seine politischen Ziele durchsetzen kann. Das haben DIE GRÜNEN vorexerziert. Das muss man analysieren und als Bürgerliche, Konservative und Liberale daraus lernen. Wir müssen das verstehen und dazu eine Lösung finden, ansonsten fährt Deutschland wirklich gegen die Wand.

Ralf M. Ruthardt | Es scheint erkennbar einfacher zu sein, ideologisch motivierte Narrative unter die Leute zu bringen, als auf die gesellschaftspolitisch komplizierten Sachverhalte mit vernünftigen Argumenten einzugehen. Wenn oftmals nur 50 Sekunden zur Verfügung stehen, dann ist es mit „der Klimawandel ist unser Untergang“ einfacher, als mit dem Erläutern des CO₂-Zertifikatehandels – und warum es günstiger und zur CO₂-Einsparung effizienter ist, in Westafrika für moderne Gaskraftwerke zu sorgen, als bei uns ein Windrad zu bauen. Wobei, vielleicht liegt gerade darin die Herausforderung, den Leuten ehrliche, faktenbasierte Narrative mit einem mutmachenden Framing anzubieten?

Hans-Georg Maaßen | Klar. Wenn man auf Javier Milei schaut, dann ist es diesem Intellektuellen gelungen, viele Leute für seine Argumente zu gewinnen. Dabei wird der weit überwiegende Teil seiner Wähler seine wissenschaftlichen Schriften nie gelesen haben. Und die Leute haben auch von Hayek oder Mises wohl nie etwas gehört.

Es gibt nur wenige Intellektuelle, die es verstehen, wie man mit einfachen Menschen kommuniziert. Wir können auch diesbezüglich von Milei lernen; auch wenn die Kettensäge eher nicht zu uns passt. Zu uns Deutschen passt eher das „Kärchern“, um die Städte, die Politik und die Korruption aufzuräumen und zu reinigen. So etwas muss man in verständlichen Bildern den Menschen rüberbringen. Daran mangelt es bei uns Bürgerlichen.

Ralf M. Ruthardt | Es wird oft beklagt, dass die politisch Linken oder die Woken eine hohe Präsenz in den Medien haben. Wo möglich reicht es schon aus, wenn man bei Netflix eine Serie anschaut – und sich bevormundet oder gesellschaftspolitisch beeinflusst fühlt. Gibt es seit Jahren keine oder kaum noch Spielfilme oder Serien, die mit konservativen oder liberalen Lebenssichten positiv untermauert sind?

Hans-Georg Maaßen | Das ist das Ergebnis eines linken Projektes und damit kein Zufall. Es ist die Unterwanderung des Systems: Man hat die gesellschaftlichen Bereiche, die maßgebend sind für die Meinungsbildung, weitgehend unterwandert. In Deutschland waren es in erster Linie die öffentlich-rechtlichen Medien. Ebenso die geisteswissenschaftlichen Institute, der Kulturbetrieb, die Kirchen und Gewerkschaften, die Jugendorganisationen der Parteien und die Schulen.

Wo Bürgerliche versagt haben

In meiner Zeit als Verfassungsschutzpräsident habe ich mich regelmäßig mit Chefredakteuren großer bürgerlicher Zeitungen getroffen. Ein Herausgeber, er war aus Frankfurt, sagte ganz offen, dass er keine jungen Journalisten finden würde, die eine konservative Auffassung vertreten würden. Man hat es versäumt, die Medien als ein zentrales Thema anzusehen. Die Bürgerlichen haben sich damit beschäftigt, Geld zu verdienen, eine Firma aufzubauen – und haben nicht daran gedacht, dass eine tragende Säule unseres Systems darin besteht, dass wir Medien haben, die die Leute nicht belügen oder manipulieren.

Ralf M. Ruthardt | Gehen wir nochmals auf das liberale Bürgertum ein und versuchen zu



verstehen, dass dort vor allem Individualisten anzutreffen sind und nur wenig Bereitschaft vorhanden ist, sich für eine gemeinsame Sache z. B. finanziell zu engagieren.

Hans-Georg Maaßen | Da gibt es wohl mehrere Gründe. Ein Grund dürfte sein, dass die Not bei vielen Leuten noch gar nicht richtig angekommen ist. Da ist die Rede von „man sollte“ oder „man müsste“ und jetzt ist es fast schon zu spät. Wie dramatisch die politische und wirtschaftliche Lage Deutschlands ist, kommt erst jetzt in den Köpfen an und gleichwohl hält man sich mit seinem Engagement oftmals zurück. Da wird eher gefragt, was denn die anderen bereits getan haben oder noch tun werden.

Wer wartet, verliert

Uns muss dabei klar sein, dass es nicht um ein paar tausend Euro geht. Wenn man etwas verändern will, braucht es massiv Mittel. Und wenn manche denken, dass man dann halt in die Schweiz flüchtet, wird das nicht funktionieren. Der linke Wahn kommt irgendwann auch in Schwyz und in Obwalden an. Die Bürger in Ostdeutschland haben aufgrund ihrer Diktaturerfahrung eine Sensibilität für politische Veränderung und für gesellschaftlichen Niedergang, die den Menschen im Westen oft fehlt: den aufkommenden totalitären Sozialismus.

Ralf M. Ruthardt | Sie haben von einem hohen Finanzbedarf gesprochen, wenn man politisch etwas verändern möchte. Der angesprochene Personenkreis hat doch Möglichkeiten.

Hans-Georg Maaßen | Ja, jedoch sind diese Leute deswegen reich geworden, weil sie das Geld zusammengehalten haben. Die denken als Kaufleute und fragen quasi nach dem

Businessplan und ob der wirklich trägt. Die Unternehmer wollen etwas Konkretes erkennen. Etwas, das man umsetzen kann.

Es braucht somit politische Aktivisten und Politiker, die kaufmännisch denken. Da gilt es, Ziele zu definieren und Meilensteine zu erfüllen. Schlussendlich braucht es Menschen aus der Gesellschaft, die bereit und in der Lage sind, das auch umzusetzen. Man hat sehr viel Geld in der alten Bundesrepublik verdient und jetzt gilt es, für die Zukunft Geld dafür auszugeben, damit sich konservative und liberale Politik wieder durchsetzen lässt.

Ralf M. Ruthardt | Reicht Geld alleine oder braucht es besondere Möglichkeiten, um politische Veränderungen umzusetzen? Ich denke beispielsweise an die teilweise intensive Vernetzung zwischen Journalismus und Politik. Oder an die Abhängigkeit der Mandatstragenden in Landtagen und Bundestagen von ihrer Partei: Man will sich ja auch nach dem Ausscheiden aus einem Mandat versorgt wissen. Und die Partei „sorgt“ womöglich für einen und „besorgt“ einen passenden Job in einer NGO oder sonst wo. Oder nehmen wir die enormen Herausforderungen, um mit den negativen Folgen der Energiepolitik der letzten Jahre klarzukommen ...

Hans-Georg Maaßen | ... oder man nimmt die Renten- und Pflegeversicherung, welche bereits in den 90er-Jahren hätte grundlegend reformiert werden müssen. Nun wird es ohne harte Maßnahmen nicht mehr gehen, während man damals vielleicht mit homöopathischen Mitteln das Ganze hätte lösen können.

Handlungsbedarf seit Jahrzehnten

Das Gleiche in der Migrationspolitik: Wenn



es 2015 nicht gegeben hätte oder wenn man 2017 „Stopp“ gerufen hätte, dann wäre uns manches erspart geblieben. Je länger wir warten und je länger wir so tun, als ob es gar keinen Handlungsbedarf gibt, desto schwieriger wird es, eine Reform später durchzuführen. Ich würde das Bild eines operativen Eingriffs verwenden, welcher es braucht, um die Erkrankung in den Griff zu bekommen.

Ralf M. Ruthardt | Haben Sie zum Schluss noch einen Mutmacher?

Hans-Georg Maaßen | Bei zu vielen Problemfeldern hätte man schon vor 20 Jahren Änderungen vornehmen müssen. Der Reformstau wird erhebliche Anstrengungen kosten. Es wird Zeit in Anspruch nehmen und teuer werden. Dabei geht es nicht alleine um Geld. Vieles, was wir bei uns als gewohnt ansehen, muss auf den Prüfstand gestellt werden, auch wenn wir nicht wie Milei die „Kettensäge“ als Bild verwenden würden.

Ralf M. Ruthardt | Haben Sie ein konkretes Beispiel, was Sie mit weitgehenden Maßnahmen meinen?

Weniger Staat, mehr Fokus

Hans-Georg Maaßen | Der Staat muss erheblich zurückgebaut werden. Er soll und darf in Zukunft nur noch das tun, wofür wir ihn wirklich brauchen: Er soll sich um die innere und die äußere Sicherheit kümmern und eine vernünftige Infrastruktur und ein gutes Justiz- und Bildungssystem zur Verfügung stellen. Wenn er das tun würde, hätte er schon genug zu tun. Nach diesem Prinzip sollte man alle Gesetze aufheben, die in den letzten zwanzig Jahren erlassen worden sind und nicht notwendig sind. Gesetze aufzuheben, ist schön. Und noch zwei konkrete Maßnahmen, nach

denen Sie gefragt haben: Die Aufgaben des Entwicklungsministeriums können von einer Abteilung oder gar Unterabteilung des Auswärtigen Amtes wahrgenommen werden. Die Finanzierung der NGOs muss komplett gestrichen werden.

Ralf M. Ruthardt | Zwei Beispiele, die sich womöglich gut für ein liberales, konservatives Narrativ eignen und eine vernünftige Argumentation als Unterbau haben.

Danke für das Gespräch.



Dr. Hans-Georg Maaßen

geb. 1962 in Mönchengladbach, Präsident des Bundesverfassungsschutzes a. D., Rechtsanwalt, stellvertretender Präsident des Leonhard-Kreises für eine freie Gesellschaft, Mitglied der Hayek Gesellschaft. Herr Maaßen sieht die Meinungsfreiheit in Deutschland in Gefahr und setzt sich für eine Politikwende ein.

Bücher: Orientierung im Überfluss

von Roland Große Holtforth



Der Buchmarkt wächst rasant – getrieben von Onlinehandel, Self-Publishing und KI-generierten Texten. Roland Große Holtforth zeigt, warum Orientierung wichtiger denn je ist, welche Kriterien wirklich weiterhelfen und wie digitale Plattformen, Expertise und neue Technologien unsere Suche nach relevanter Literatur verändern.

Zunächst möchte ich einige Veränderungen im Buchmarkt skizzieren, die das letzte Jahrzehnt geprägt haben – und den Rahmen für die Beantwortung Ihrer Frage bilden.

Da ist zunächst das Wachstum des Onlinehandels, der eine enorme Zahl von Buchtiteln verfügbar macht. Hinzu kommt das Self-Publishing, das immer mehr Autorinnen und Autoren den Zugang zum Buchmarkt ermöglicht. Das Angebot an Büchern in gedruckter und erst recht in digitaler Form ist also bereits jetzt gigantisch; und in welchem Umfang die Masse KI-generierter Texte die Titellzahl noch weiter vergrößern wird, ist kaum vorhersagbar.

Angesichts der technologisch forcierten Größe und Differenziertheit des Buchmarkts ist Orientierung daher wertvoller denn je. Diese lässt sich zum einen auf statistische Plausibilität gründen. So macht die enorme Anzahl der User von Onlinehändlern, die Verkaufsrang und Bewertungsschnitt einzelner Bücher bestimmen, diese zu brauchbaren Indikatoren für ihre Relevanz. Ähnlichen Nutzen können auch Plattformen wie LovelyBooks oder Goodreads entfalten, bei denen der Austausch zwischen Leserinnen und Lesern im Vordergrund steht. Gerade im Hinblick auf die Identifikation wichtiger Titel zu bestimmten Themen sind solche Plattformen und die der Onlinehändler herkömmlichen Bestsellerlisten, die ja ebenfalls auf Statistiken basieren, mittlerweile überlegen.

Natürlich orientieren sich Leser auch weiterhin qualitativ – also über die inhaltliche Kompetenz einzelner Medien oder Perso-

nen. Zu diesen Personen zählen Influencer auf TikTok genauso wie die Buchhändlerin meines Vertrauens. Auch Bestenlisten, Auszeichnungen und Preise bieten qualitative Orientierung, da sie auf dem Expertenwissen einer Jury basieren.

Gerade auf der Suche nach gesellschaftlich relevanter Literatur empfiehlt es sich, verschiedene Quellen zu befragen. Denn jeder Hype auf einer Social-Media-Plattform kann sich qua Urteil einer kompetenten Kritikerin als Echokammer des Trivialen erweisen. Die vermeintliche Schwarmintelligenz beim Onlinehändler kann das Ergebnis intelligent eingesetzter Werbegelder sein. Und einzelne Redakteure, Jurymitglieder oder Influencer haben persönliche Vorlieben, die nolens volens eine Begrenzung ihrer Perspektive bedingen, sodass sie auf Fragen nach gesellschaftlicher Relevanz auch mal unterkomplexe oder gar einseitige Antworten geben können.

Zwischen Hype und Urteilskraft

Und wie so oft lohnt es sich auch hier, bei einer technologiebedingten Komplexität nach technologisch avancierten Lösungen zu suchen. Aktuell ist es der Einsatz von künstlicher Intelligenz, der eine noch präzisere Orientierung im Buchmarkt ermöglichen könnte. Start-ups wie Snackz.ai sind angetreten, um maßgeschneiderte personalisierte Empfehlungen zu entwickeln. Und wer (Mitte Mai) bei Perplexity.ai nach gesellschaftlich relevanten Büchern aus dem Jahr 2025 fragt,



bekommt als Erstes drei gerade in ihrer Vielfalt durchaus interessante Tipps: „Hoffe“ von Papst Franziskus, „Shitbürgertum“ von Ulf Poschardt und „Digitale Diagnosen. Psychische Gesundheit als Social-Media-Trend“ von Laura Wiesböck. Und auch Perplexity empfiehlt als beste Recherchestrategie für gesellschaftlich relevante Literatur ein „Schritt-für-Schritt-Vorgehen“, das digitale und analoge Quellen kombiniert.

Hat Literatur heute noch einen die Gesellschaft gestaltenden Charakter – oder ist dieser durch den wirtschaftlichen und imagebezogenen Druck bei den Autorinnen und Autoren weitgehend verloren gegangen oder hat sich an Mehrheitsmeinungen angepasst?

Zweifellos bestimmt das Buch heute nicht mehr in dem Maße gesellschaftliche Diskussionen, wie dies vor der Digitalisierung der Fall war. Die Kommunikation hat sich mit Blick auf Kanäle und Plattformen derartig ausdifferenziert, dass eine Rückkehr des Buchs zu alter Bedeutung kaum möglich erscheint.

Bücher verlieren, Plattformen treiben

Gerade die neuen Plattformen sind es aber auch, die dem Buchmarkt ständig neue Impulse geben. Durch TikTok entstehen eben nicht nur Romantasy-Hypes, sondern es werden auch Bücher von Franz Kafka über Nacht zu Bestsellern. Umgekehrt steigern manche Influencer ihre Popularität, indem sie Bücher





schreiben. Es hat also nicht nur die Anzahl der Publikationsformen zugenommen, sondern auch der Grad ihrer wechselseitigen Durchdringung.

In dieser Entwicklung liegt aber auch eine Chance: das Versprechen des demokratisierten Zugangs. Ob Social Media oder Self-Publishing: Prinzipiell kann jeder ohne relevante technische oder finanzielle Hürden etwas veröffentlichen und damit Erfolg haben. Dass dies am Ende nur wenige wirklich schaffen, ändert nichts daran, dass der Eintritt in den Buchmarkt noch nie so leicht war wie heute.

Dadurch belebt sich, was einer echten Vielfalt auch mit Blick auf gesellschaftliche Debatten nur guttun kann: der Wettbewerb. Dass ein bestimmter Verlag ein Manuskript nicht veröffentlichen möchte, heißt heute nicht mehr, dass es als Buch keine Chance auf Erfolg hat. Zuletzt bewiesen hat dies das bereits erwähnte „Shitbürgertum“ von Ulf Poschardt, das zunächst als Self-Publishing-Produkt bei Amazon sehr erfolgreich war und dann,

nachdem ein anderer als der ursprünglich geplante Verlag es dem stationären Buchhandel zugänglich machen wollte, auch zum „Spiegel-Bestseller“ avancierte.

Sollte uns als Gesellschaft das Schicksal einer echten Zensur insbesondere unserer digitalen Kommunikation erspart bleiben, droht jedem Beitrag zu gesellschaftlichen Debatten weiterhin „nur“, unbeachtet zu bleiben. Der Anteil der Menschen, die mit ihren Gedanken aus sozialen oder technologischen Gründen komplett ungehört bleiben müssen, ist viel geringer als zu den Zeiten, da Bücher gesellschaftliche Debatten noch stärker bestimmten. Auch wenn noch nicht absehbar ist, ob die digitale Revolution den Wettbewerb der Ideen tatsächlich befördert: Der Buchmarkt ist ein Teil von ihr. Und die guten alten Zeiten sind wie immer vor allem: vorbei.



Roland Große Holforth

ist Inhaber und Geschäftsführer von *Elf Ideen*. Sein Unternehmen bietet Fachmedien redaktionelle Services und berät Unternehmen in Fragen von Kommunikation und Prozessoptimierung.

<https://elfideen.de/>

MENSCHEN IM PORTRÄT



Ein Frauenzentrum im Südsudan

„Leuchtturm der Hoffnung“

Ralf M. Ruthardt im Gespräch mit
Gabriele Haldenwang



In dieser Rubrik *MENSCHEN IM PORTRÄT* sprechen wir mit Menschen, deren gesellschaftliches Engagement und Wirken uns als Leserinnen und Lesern eine Quelle der Inspiration für unser eigenes Tun sein kann. Als Menschen können wir unsere Gesellschaft bereichern.

„Machen die vielen Hilfsprojekte überhaupt noch Sinn?“ Diese Frage stellen sich manche Spenderinnen und Spender, wenn es um Unterstützung für Afrika geht. „Ja, unbedingt!“, sagt Gabriele Haldenwang, stellvertretende Vorsitzende von IPS e. V. (Initiative Pater Stephan), die sich seit vielen Jahren im Sudan und im Südsudan engagiert. „Denn“, fügt sie hinzu, „die Menschen brauchen die Solidarität der wohlhabenden Länder.“

Ralf M. Ruthardt | Gabriele Haldenwang, Sie sagen, die Menschen in manchen afrikanischen Ländern bräuchten die Solidarität der wohlhabenden Länder. Was genau meinen Sie damit?

Gabriele Haldenwang | Es gibt in Afrika sehr viele Krisengebiete, in einigen Ländern wie dem Sudan und dem Kongo herrscht Krieg, in anderen verwüsteten Naturkatastrophen ganze Landstriche – mit zunehmender Tendenz. Die Schwächsten aus der Zivilbevölkerung, vor allem die Kinder und die Frauen, sind die Leidtragenden. Zwei Beispiele: Im Sudan und im Südsudan herrschen Hungersnöte, vor allem wegen der vielen Kriegsflüchtlinge und aufgrund der Naturkatastrophen wie Überschwemmungen und Dürren.

Im Sudan etwa sind laut der UNO-Flüchtlingshilfe fast 25 Millionen Menschen von Hunger betroffen, 12 Millionen befinden sich innerhalb und außerhalb des Landes auf der Flucht. Allerdings nimmt die Weltöffentlichkeit kaum Notiz davon, weil über andere Kriege und Krisenherde berichtet wird. Aber wir müssen den Menschen helfen!

Ralf M. Ruthardt | Und wie hilft die IPS e. V., also die *Initiative Pater Stephan*?

Gabriele Haldenwang | Ein Schwerpunkt unserer Arbeit im Sudan und im Südsudan ist, Kindern und Jugendlichen einen Schulbe-

such zu ermöglichen und damit die Chance auf eine bessere Zukunft zu eröffnen. Das Ausbildungsprogramm der IPS sieht vor, junge Menschen auszubilden, damit diese danach ihre Dorfgemeinschaften unterstützen und weiterentwickeln können. Seit dem letzten Jahr fördern wir zudem Alphabetisierungsprogramme für Erwachsene. Ein wichtiger Schwerpunkt besteht auch in der Förderung sozial benachteiligter Frauen.

Ralf M. Ruthardt | Wie Sie berichten, gibt es zum Thema Frauenförderung gute Nachrichten aus den Nubabergen im Südsudan: Der Weiterbau des Anne-Katrin-Frauzentrums in Kauda wurde begonnen. Was genau wurde realisiert? Und warum ist das so wichtig?

Gabriele Haldenwang | Nachdem 2021 die Mittel fehlten, um das Zentrum fertigzustellen, konnten wir im Januar 2025 mit Unterstützung der *Antonia-Ruut-Stiftung* und der Familie Feigl die Bauarbeiten wieder aufnehmen. In Phase 1 wurden Schäden am Gebäude beseitigt, Böden und Wände renoviert und der Innenhof wurde neu gestaltet. Zwei Nähmaschinen und entsprechendes Material wurden angeschafft und in einem ersten Kurs lernten Frauen, Hemden und Schürzen zu nähen. Ein zweiter Kurs für aufwändigere Näharbeiten ist bereits geplant.

Ralf M. Ruthardt | Was ist das Ziel des Frauen-



zentrums – und welche weiteren Planungen gibt es?

Gabriele Haldenwang | Das Zentrum dient als „Leuchtturm der Hoffnung“: Die Frauen erwerben handwerkliche Fähigkeiten wie zum Beispiel Webtechniken, Näharbeiten oder Anbaumethoden für Gemüse. Gleichzeitig lernen sie, ihre selbst hergestellten Produkte – u. a. Kleidung, Schmuck, Waschmittel und Seife – auf dem Markt zu verkaufen. Dadurch haben sie die Chance, ihre Familie zu ernähren. Dies ist oft notwendig, da die meisten Männer in der Armee dienen und dort keinen Sold erhalten.

Am 13. Juni 2025 fand die Feier statt – mit Tänzen, Gesang und Reden, in denen die Frauen ihre Dankbarkeit ausdrückten. Sie sehen das Zentrum als ihr eigenes an, und das ganz bewusst: ein Ort, an dem Entwicklung von unten heraus beginnt.

Ralf M. Ruthardt | Zurück zur Planung. Welche weiteren Schritte stehen an – und was fehlt noch?

Gabriele Haldenwang | In Phase 2 ist das Ziel, das Zentrum energieautark zu machen und das Angebot auszuweiten: Wir benötigen Saatgut, Gartenwerkzeuge, Rohstoffe für Seifen- und Waschmittelproduktion sowie Möbel und Unterrichtsmaterialien. Was den Gemüseanbau angeht, so ist geplant, den Frauen zu zeigen, welche Konservierungsmethoden in dieser Region möglich sind.

Darüber hinaus soll das Zentrum zukünftig Raum für psychosoziale Unterstützung bieten. Dies ist sehr wichtig in einer Region, die von Krieg und Trauma geprägt ist. Des Weiteren planen wir, Alphabetisierungskurse anzubieten. Dafür müssen natürlich Unterrichtsmaterialien angeschafft werden.

Die Kosten für diese Maßnahmen belau-



fen sich auf rund 12.000 Euro, und wir hoffen auf entsprechende Spenden. Wenn es uns gelingt, die 2. Phase erfolgreich abzuschließen, soll eine weitere folgen.

In dieser 3. Phase planen wir, eine Solaranlage zur Stromerzeugung zu errichten sowie vier elektrische Nähmaschinen anzuschaffen. Ein großer Kostenfaktor ist die Umzäunung des Anne-Katrin-Frauenzentrums. Diese Maßnahme ist erforderlich, um das angebaute Gemüse vor den freilaufenden Nutztieren zu schützen und unerwünschte Besucher fernzuhalten. Material- und Arbeitskosten für den Zaun belaufen sich auf ca. 8.000 Euro.

Ralf M. Ruthardt | Frau Haldenwang, was bedeutet dieses Projekt für die Rolle der Frauen in der Region?

Gabriele Haldenwang | In einer hochgradig patriarchalisch geprägten Gesellschaft sind Frauen natürlich stark benachteiligt. Die Programme zur Förderung der Frauen sollen dazu beitragen, ihre Position in der Gesellschaft zu stärken. Sie ermöglichen es den Frauen, Bildung, Selbstbewusstsein und ökonomische Unabhängigkeit zu erlangen. Das stärkt nicht nur jede Einzelne, es stärkt ganze Familien, Gemeinschaften, letztlich das gesamte soziale Gefüge in der Region.

Ralf M. Ruthardt | Und wie will die IPS die weiteren geplanten Projekte organisieren und finanzieren?

Gabriele Haldenwang | Die Initiative Pater Stephan arbeitet mit den Mitarbeitern unserer Partnerorganisation *Bishop Gassis Relief & Rescue Foundation* vor Ort zusammen. Wir übernehmen Planung, Finanzierung und Begleitung – unterstützt durch Spenderinnen und Spender aus Deutschland sowie durch die ehrenamtlichen Vorstandsmitglieder der IPS.

Ralf M. Ruthardt | Zum Schluss: Warum „lohnt“ es sich für unsere Leserinnen und Leser, diese Projekte zu fördern?

Gabriele Haldenwang | Weil hier ein nachhaltiges Fundament entsteht – durch Ausbildung, wirtschaftliche Chancen und sozialen Rückhalt. Das Zentrum ist mehr als ein Gebäude: Es ist ein Zeichen, dass Solidarität konkret wirkt. Jede Spende verwandelt Träume in Realität und verändert und verbessert das Leben vieler Frauen dauerhaft.



Gabriela Haldenwang

ist stellvertretende Vorsitzende von IPS e. V., engagiert sich für Projekte im Sudan und Südsudan, insbesondere in den Nuba-Bergen. Sie koordiniert gemeinsam mit anderen Vorstandsmitgliedern Bildungs-, Gesundheits- und Frauenfördermaßnahmen gemeinsam mit lokalen Partnern.

www.initiative-paterstephan.de

Der **Generationenvertrag** – veraltet oder falsch betrachtet?



von Dr. Lukas von Hippel



Der Generationenvertrag steht unter Druck – nicht nur demografisch, sondern auch konzeptionell. Dr. Lukas von Hippel hinterfragt das gängige Zwei-Generationen-Modell und zeigt, warum ein realistischer Blick auf Familienleistungen, Kinderlosigkeit und Umlagefinanzierung entscheidend ist, um künftige Rentenpolitik ehrlich zu denken.

Marburg, 70er-Jahre des letzten Jahrhunderts, Erdkundeunterricht am Gymnasium Philippinum. Das Thema: Indien. Inder hatten viele Kinder, im Schnitt 5–7 pro Ehepaar. Das sei notwendig, weil es zum einen eine höhere Kindersterblichkeit gebe, also nicht alle überleben, zum anderen, weil es notwendig sei, Kinder zu haben, um die Alten zu ernähren. So der Lehrer.

Das leuchtete mir ein. Offensichtlich ist es in Deutschland nicht so. Also geht eine Hand hoch und wird die Frage gestellt, warum das in Deutschland nicht so sei. Heiterkeit beim Lehrer: „Wir brauchen das nicht. Wir haben die Rente.“

Ganz leuchtete mir die Antwort nicht ein, sonst wären die Situation, die Frage und die Antwort nicht bis heute im Gedächtnis. Heute wissen wir, auch in Deutschland haben wir – neben den Themen mit der artfremden Verwendung von Mitteln aus der Rentenkasse – ein handfestes Problem mit der Rente und den demografischen Zusammenhängen.

Es könnte also die Zeit sein, Zusammenhänge einmal grundlegend und anders zu beleuchten. Das wird Konflikte provozieren, es wird Kritik geben. Die Frage wird aber sein, wo die inhaltlichen Fehler der Argumentation sind. Doch zunächst zurück auf Los:

Wenn heute über den sogenannten Generationenvertrag diskutiert wird, wird er als fiktiver Solidarvertrag zwischen zwei Generationen verstanden. Verkürzt stellt es sich in etwa so dar: Wer heute arbeitet, entrichtet über seine Rentenbeiträge Transferleistungen an die

Rentenversicherung, die ihrerseits mit den Einnahmen die heutigen Rentner unterstützt. Begehrlichkeiten wecken Selbstständige und Beamte – es gäbe noch mögliche Einnahmen, die gegen Verpflichtungen getauscht würden. Mehr vom Gleichen muss nicht immer gut sein.

Wenn Entgeltpunkte Welten trennen

Während eines Erwerbslebens werden sogenannte Entgeltpunkte erworben, die später die Grundlage einer Rentenberechnung sind. Wer also eine Biografie hat, die sich nicht in Entgeltpunkten ausdrücken lässt, ist in Bezug auf eine Altersvorsorge nicht relevant. Das wurde unter der Regierung Merkel noch gepusht, der Druck auf alle zu einem Einkommen auch in Hinsicht auf Erwerbstätigkeit erhöht. Letztlich prallten zwei grundlegende Vorstellungen aufeinander, die nicht in Einklang zu bringen waren und sind:

In der DDR ging man davon aus, dass alle einer vergüteten Berufstätigkeit nachgingen, egal, ob es Material gab oder nicht. Dafür nahm der Staat die Kinder in seine Obhut und kümmerte sich um sie. Im Ergebnis sollten Menschen erzogen werden, die sich in den Staat einfügten und von ihm durch alle Phasen des Lebens begleitet wurden. Egal, wie man zu einem solchen Menschen- und Staatsbild steht: Das Experiment ist in der Praxis gescheitert. Die DDR ist nicht zusammengebrochen, weil sie wirtschaftlich florierte. Sie kollabierte, weil sie wirtschaftlich am Ende war. Staatlicher Dirigismus scheitert



immer wieder, das Experiment Sozialismus im Maßstab 1:1 muss auch am Beispiel DDR als gescheitert gelten.

Im Westen gab es lange Zeit ein anderes Lebensmodell. Die Ehe war die Keimzelle des Staates, in der ein Partner – meist die Frau – zumindest temporär auf Einkünfte verzichtete und sich unentgeltlich engagierte. Das hatte Konsequenzen für eine spätere Altersversorgung.

So gab es in den ersten Jahrzehnten nach dem Beitritt der DDR zur Bundesrepublik Deutschland den interessanten Fall, dass ein Rentnerpaar Ost im Schnitt eine höhere Rente hatte als ein Rentnerpaar West. Das hat sich erst in den letzten Jahren geändert, nachdem im gemeinsamen Land eine ganze Erwerbsbiografie gelebt wurde. Eine weitere Würdigung der Leistung einer ganzen Generation kann hier nicht erfolgen. Es geht um die Unterschiede gesellschaftlicher Vorstellungen und Normen.

Der Druck auf Familien, mehrere Einkommen zu erzielen, wurde Schritt für Schritt erhöht: Das Scheidungsrecht wurde verändert, der Druck zu zwei Einkommen dadurch subtil erhöht. Die Ehe wurde als Lebensform weniger geschützt, als es früher war, steuerlich gehen die Diskussionen längst weiter. Familie ist, wo ein Kühlschrank steht. Konsequenzen hat es für das Zusammenleben von Paaren und für die Zahl an Kindern.

Längst ist in der politischen Diskussion angekommen, dass auch in Deutschland Nachwuchs fehlt und somit zwar die Rente sicher sein mag, deren Höhe aber nicht. Damit stellt sich die Frage, ob die Zusammenhänge nicht etwas sehr verkürzt diskutiert werden.

Es lohnt, sich in dem Zusammenhang zu erin-

nern, wie das Rentensystem in Deutschland aufgesetzt wurde:

In den Anfängen der Bundesrepublik wurden verschiedene Modelle diskutiert. Letztlich blieb nur ein umlagefinanziertes System übrig, da nach dem Zweiten Weltkrieg kein Kapitalstock verfügbar war. Es mussten also aus den laufenden Einnahmen Renten gezahlt werden. Die damaligen Rentner bezogen im Schnitt nur wenige Jahre ihre Renten. Damit waren die Zeit und die Gesamtleistung als Geldtransfer deutlich geringer als heute. Das drückte sich darin aus, wie viele Menschen arbeiten mussten, um einen Rentner zu ernähren.

Warum drei Generationen zählen

Diskutiert wurde der sogenannte Generationenvertrag. Zu dem gab es grundlegend zwei Vorstellungen. Unstrittig war, dass ein Volk, das keine Kinder hat, aufhört, zu existieren. Lücken können durch Migration gefüllt werden, wenn die Produktivität hoch bleibt. Auch die Diskussion gehört nicht hierher, zeigt aber, wie komplex Zusammenhänge sein können.

Prinzipiell war also zu Beginn der Bundesrepublik Deutschland bekannt, dass der Generationenvertrag drei Generationen umfasst: die Alimentierung der Alten, die mit unterschiedlichen Biografien alt geworden sind, durch die Generation, die gerade im Arbeitsleben steht. Diese wiederum hat zusätzlich die Aufgabe, die nächste Generation aufzuziehen, oder es kommt niemand nach, um in das Umlagesystem einzuzahlen.

So weit, so banal die Zusammenhänge, die bereits vor achtzig Jahren bekannt waren. Es gab auch damals unterschiedliche Lösungsansätze:



Wilfried Schreiber hielt für nicht erreichbar, eine ausschließlich kapitalgedeckte Altersvorsorge aufbauen zu können. Für ihn war klar, dass es ein Umlagesystem geben müsste, in dem alle drei Generationen gleichermaßen Berücksichtigung finden sollten. Dabei sollten sowohl Kinder als auch Alte eine Rente erhalten. Jeder junge Mensch würde also mit erheblichen Schulden in eine spätere Berufstätigkeit starten.

Adenauers Fehlannahme

Dass Adenauer es anders sah, ist allgemein bekannt. „Kinder bekommen die Leute sowieso“ ist ein Zitat, das in leicht abgewandelter Form zu finden ist. Das Bild hatte Hintergründe: Der Sexualtrieb wollte ausgelebt werden, es gab fast keine Verhütungsmittel, Abtreibungen fanden zwar statt, aber im Verborgenen. Die Ehe war das gesellschaftliche Modell, das nicht infrage gestellt wurde und auch wirtschaftliche Konsequenzen hatte. Damit war es in der Tat wahrscheinlich, dass Menschen heirateten und Kinder bekamen. Die Menschen, die kinderlos blieben und vielleicht auch unverheiratet, waren eine erkennbare, aber statistisch nicht relevante Minderheit. Sie konnten alimentiert werden, ohne dass es gravierende Konsequenzen hatte.

Heute ist das anders, wie wir aus demografischer Forschung wissen. Wenn rund ein Drittel der Abgeordneten keine Eltern mehr sind, ist das keine zu vernachlässigende Minderheit mehr. Es lässt sich also nicht mehr als persönliche Entscheidung ohne Konsequenzen für die Gemeinschaft verstehen, wenn der Nachwuchs fehlt.

Auch wirtschaftlich haben Eltern und Kinderlose ganz unterschiedliche Biografien. Von Kinderlosen hört man oft die Argumente,

dass sie in der persönlichen Steuerprogression höhere Abgaben entrichten. Man hört, dass sie keine Schulen oder Bildungsstätten mehr in Anspruch nehmen, dass sie also über Gebühr zum Gemeinwesen beitragen. Das mag dann als Argument gesehen werden, wenn man gleiches Einkommen mit unterschiedlichen Steuertarifen vergleicht. Wenn man versucht, Gesamtkosten zu ermitteln, wird es nicht mehr funktionieren.

Familien leben zunächst mit einem geringeren Pro-Kopf-Einkommen. Dabei sind Zahlen in Abhängigkeit von Einkommen und Kinderzahl nicht leicht verfügbar, lassen sich aber zumindest abschätzen. Gleichzeitig haben Familien aber erheblich höhere Aufwendungen. Diese wiederum sind relativ gut abgeschätzt worden von verschiedenen Organisationen. Während das Statistische Bundesamt von Kosten von im Schnitt 164.808 Euro ausgeht, kommen andere zu höheren Zahlen. Mit weiteren Kindern sinken die Kosten pro Kopf, nehmen aber die absoluten Zahlen natürlich zu.

Es mag nun wichtig sein, festzuhalten, dass das Geld aus versteuertem Einkommen ist, also von den Familien aufgebracht wird. Diesen Aufwand haben Kinderlose nicht. Eine Erkenntnis, die relevant wird, denn sie zeigt, dass die verkürzte Diskussion des Generationenvertrags nicht nur verkürzt ist, sondern auch zu kurz springt.

Früher war es so, dass alte Menschen bis auf wenige Ausnahmen Kinder aufgezogen haben. Die Realität kippt. Im Jahr 2023 gab es nach vorläufigen Angaben 7,9 Millionen Ehepaare mit mindestens einem Kind sowie 9,4 Millionen Verheiratete ohne Kind. Das sind nicht alle, weil es auch Alleinerziehende gibt und Paare ohne Trauschein. Es gibt aber einen interessanten Trend. Aus den Paaren ohne Kind werden irgendwann Rentner ohne



Kind (und sind vermutlich auch schon heute
eingeht in der Statistik enthalten).

Für die Rentner zahlen dann in einem Umlageverfahren diejenigen, die erwerbstätig sind. Der Trend geht zum Verhältnis zwei Beitragszahler pro Rentner. Dass das nicht gutgehen kann, wird heute nicht mehr bestritten.

Humankapital statt Vermögen?

Was wäre also, wenn man nun tatsächlich die Diskussion der Realität des Generationenvertrags anpasste und auf drei Generationen ausdehnte? Es ergäbe sich zwanglos folgendes Bild:

Wenn also Familien in den ersten 18 Jahren rund 750–800 Euro pro Monat aus versteuertem Einkommen aufwenden, um Zukunft zu schaffen, könnte man Gleiches von denen verlangen, die keinen Nachwuchs haben. Verkürzt wäre die Argumentation: Wir zahlen alle in Altersvorsorgesysteme ein, um unsere Eltern zu alimentieren. Die Tatsache, dass es uns gibt, beweist, dass wir Eltern haben oder hatten. Wir erwerben dadurch keine eigenen Ansprüche.

Wer keine Nachkommen hat, kann sparen. Wer bis zum fiktiven 18. Geburtstag eines fiktiven Kindes spart und dieses Geld dann noch weitere 25 Jahre unangetastet lässt, kommt bei einer monatlichen Sparquote von 750 Euro über 18 Jahre bei einer jährlichen Verzinsung von 6 % auf einen Kapitalstock von 287.190 Euro. Wenn der weiterhin nicht angetastet wird, ergibt sich nach weiteren 25 Jahren ein Kapitalstock von 1.232.582 Euro, der für eine individuelle Verrentung bei Kapitalverzehr zur Verfügung steht.

Verkürzt lässt sich festhalten: Wer Kinder hat, investiert in Humankapital. Wer keine Kinder

hat – egal aus welchem Grund – investiert in individuelles Vermögen. Keine Kinder begründen also keinen eigenen Rentenanspruch, auch keinen Anspruch auf eine Pension oder eine andere Altersvorsorge.

Vielleicht war die Frage vor rund 50 Jahren im Erdkundeunterricht doch nicht so schlecht.



Dr. Lukas von Hippel

ist Geschäftsführer der Beratungsfirma von-con. Er promovierte in Physikalischer Chemie, war langjährig in der Chemie- und Pharmaindustrie tätig und verfasst Ratgeber zur Karriere von Naturwissenschaftlern sowie Beiträge zu Innovation und Organisationsentwicklung.

<https://von-con.com/>

„Immer wieder lesenswert!“

Simon Riese

Kurzgeschichten: Literarische Snacks für Zwischendruck.

Impressionen über die Vielfalt des Menschlichen.

Ironisch. Berührend. Unterhaltsam.

Das **besondere Geschenk** für Freunde.

Mensch sein – Mensch bleiben

Ralf M. Ruthardt

Edition PJB

ISBN 978-3982574950

Taschenbuch | nur € 15





Zukunft zwischen KI und Kompetenz

Ralf M. Ruthardt im Gespräch mit
Prof. Dr. Lothar Abicht





Wie wäre es mit einem Blick in die Zukunft? – Gemeinsam mit Sven Gabor Jánszky hat Prof. Dr. Lothar Abicht einen solchen Blick gewagt. In ihrem Buch „2030 – Wieviel Mensch verträgt die Zukunft?“ Darin geht es um das rasante Tempo, mit dem sich Digitalisierung und Automatisierung entwickeln. Es geht um die weitreichenden Folgen für alle Lebens- und Arbeitsbereiche: Gentechnologie. Biotechnologie. Hirnforschung. Computertechnik. Alles scheint nach der vermeintlichen Krone der Schöpfung zu greifen: dem menschlichen Geist.

Ralf M. Ruthardt | Schön, lieber Prof. Dr. Lothar Abicht, dass wir uns zum Gespräch verabredet haben. Es gilt meiner neugierigen Frage nachzugehen, was sich nach sieben Jahren – Ihr Buch ist 2018 erschienen – zu den damaligen Prognosen sagen lässt. Inwieweit zeigt sich die eine oder andere Vorhersage als zutreffend? Lassen Sie uns im Verlauf des Gesprächs bitte einen Schwerpunkt exemplarisch herausgreifen.

Lothar Abicht | Das ist gar nicht so einfach. Das Buch hat eine Vielzahl an Kapiteln, die für eine Fülle an Überlegungen und Prognosen stehen. Sehr verkürzt lässt sich sagen, dass die technologischen Prognosen zu einem ganz großen Teil eingetroffen sind. Die gesellschaftlichen Prognosen sind nicht in dieser Deutlichkeit eingetroffen, wobei wir die auch nicht explizit dargestellt haben. Ich würde sagen: Ein großer Teil dessen, was wir aus technologischer Sicht damals abgesehen haben, ist bereits passiert. Die eine oder andere Entwicklung hat unsere Erwartungen übertroffen. Wieder andere werden wohl in den nächsten Jahren noch kommen.

Ralf M. Ruthardt | Können Sie auf ein konkretes Beispiel eingehen?

Lothar Abicht | Da ist zum Beispiel die Künstliche Intelligenz. Da hat die Entwicklung sogar ein Stück weit unsere Prognose überholt. Wie Sie gehöre auch ich zu denen, die jetzt praktisch fast täglich KI-Systeme anwenden. Selbst unsere damaligen optimistischsten Prognosen sind mit Anwendungen wie

ChatGPT übertroffen worden. Aber klar, man kann nicht alles einhundertprozentig vorhersehen. Wir merken jedoch alle, dass bei den digitalen Assistenten bereits heute viel geht.

Ralf M. Ruthardt | Lassen Sie es uns bitte für die Leserinnen und Leser etwas konkreter machen: Wenn wir über digitale Assistenten reden, an welche Anwendungsfelder denken Sie dabei?

Lothar Abicht | Na ja, zwischenzeitlich kann ja jeder für sich seine digitalen Assistenten konfigurieren. Eine ganze Reihe von Anbietern bietet für unterschiedlichste Lebensbereiche digitale Assistenten an. Die Frage ist letztlich, was ich einem Anbieter an persönlichen Informationen anvertrauen will – oder anvertrauen kann?

Also, ich kann mir beispielsweise einen Assistenten einrichten, der mich im Bereich des Bankings berät. Oder ich nutze einen Assistenten, der mich zur Gesundheitsvorsorge coacht.

Dann werden u. a. meine Schlafgewohnheiten aufgezeichnet und daraus Schlussfolgerungen für meine Ernährung abgeleitet. Das ist jetzt nur ein Beispiel. Aber wir sehen, wie persönlich das Ganze wird, wenn es um Daten und daraus resultierende Erkenntnisse geht. Alle diese Möglichkeiten sind da und wir haben ein bisschen das Problem, dass diese natürlich nicht grundsätzlich kostenfrei sind. Man muss dafür bezahlen und damit bekommen wir auch hier eine soziale Unge-



rechtigkeit in dem Sinn, wer es sich leisten kann und wer nicht.

Ralf M. Ruthardt | Ein Anwendungsbeispiel mag ich noch hinzufügen. Da wundert man sich als Unternehmer über Bewerbungen, weil man den Sprachstil von ChatGPT darin zu erkennen glaubt. Und zugleich wird vom gleichen Tool womöglich in den Unternehmen die höfliche Absage formuliert. Das heißt, mit der Zeit werden wir die neuronalen Netze quasi miteinander sprechen lassen. (lacht)

Lothar Abicht | Ja, das wird durchaus so üblich werden.

Ralf M. Ruthardt | Das heißt, neuronale Netze reden miteinander, und wir Menschen bedienen uns derselben. Das ist irgendwie skurril. Nun, wahrscheinlich hat man vor der ersten Dampfmaschine auch angsteinflößend gestanden. Insofern, wir werden uns daran gewöhnen und damit umgehen lernen.

Lothar Abicht | Das möchte ich ergänzen. Genau dieser Prozess hat jetzt begonnen, dass wir nicht mehr vor allem als Menschen untereinander kommunizieren, sondern unsere digitalen Assistenten miteinander kommunizieren. Wir werten erhaltene Mails zunehmend nicht mehr selber aus, sondern lassen uns in Zusammenfassungen beispielsweise eine Priorisierung geben. Die Antworten werden automatisch generiert. Das sind Formen von Interaktionen zwischen digitalen Systemen, die wir im Grunde dann nur noch zur Kenntnis nehmen.

Ralf M. Ruthardt | Eine sehr spannende Entwicklung. Wie wichtig ist dabei die Sensibilisierung der Menschen dahingehend, dass ein neuronales Netz, sprich die künstliche Intelligenz, dem Grunde nach mit Hypothesen arbeitet. Somit geht immer eine Unschärfe, eine Ungenauigkeit und damit

auch eine Fehlbarkeit mit den Resultaten von beispielsweise ChatGPT einher.

Lothar Abicht | Intelligente Systeme wie ChatGPT ermöglichen eine Kommunikation auf einer relativ hohen Ebene. Ich habe mir natürlich selber die Frage nach den Voraussetzungen gestellt, um damit vernünftig zu arbeiten.

Die erste Voraussetzung: Ich muss wissen, wie ich es bediene. Vereinfacht gesagt, ich muss den richtigen Prompt formulieren können und ich muss dann damit leben, dass nicht alles richtig und vollständig ist, was die KI mir liefert. Die zweite wichtige Voraussetzung: Ich muss in der Lage sein, das zu bewerten, was die Maschine macht.

Egal, zu was ich beispielsweise ChatGPT nutze, wenn ich nicht in der Lage bin, das zu beurteilen oder zu hinterfragen, dann bin ich verloren. Ohne eigenes Wissen und ohne eigene Methoden des Validierens kommt man in eine Abhängigkeit, die nur schwer zu beherrschen ist. Das ist ja auch nicht anders, wenn ich mit anderen Menschen kommuniziere. Da kann ich ja ebenfalls nicht hinter die Stirn schauen und erkennen, was mein Gegenüber im Augenblick gerade für ein Wissen verwendet oder welche subjektive Meinung in seine Antwort einfließt. Insofern ist das eigentlich eine normale menschliche Kompetenz. Vielleicht ist diese Kompetenz im noch jungen Umgang mit KI bei den Leuten teilweise noch im Entstehen. Womöglich denken viele, dass die Maschine hundertprozentig korrekt antwortet. Jetzt lernen wir die Arbeit mit Wahrscheinlichkeiten, weil die KI auch mal Quatsch erzählt.

Ralf M. Ruthardt | Den Vergleich finde ich sehr inspirierend: Dort, wo ein Mensch mit einem anderen Menschen spricht, ist es ebenso erforderlich, durch eine möglichst eindeutige Fragestellung die Chance auf eine wahre



Antwort zu erhöhen. Und wer pauschal oder oberflächlich seine Frage formuliert, lässt seinem Gegenüber Interpretationsspielraum. Das Ergebnis ist entsprechend instabil. Das gleiche Risiko hat man bei einem KI-System. Es lebe der Prompt!

Lothar Abicht | Jede Kommunikation ist unscharf. Der Sender verschlüsselt seine Nachricht und der Empfänger entschlüsselt diese Nachricht. Keine menschliche Kommunikation ist frei von individuellen Vorlieben beim Ver- und Entschlüsseln. Menschen haben Überzeugungen, Meinungen, individuelle Erfahrungen und so weiter. Diese können wir nicht alle hinterfragen. Nehmen wir die Körpersprache. An der Körpersprache erkennen wir manchmal, dass unser Gegenüber etwas sagt und es ganz anderes meint als dass er es gesagt hat.

Ralf M. Ruthardt | Es drängt mich gerade aus meiner unternehmerischen Tätigkeit ein weiteres Beispiel auf: Da formuliert die Fachabteilung ein Anforderungskonzept – und die Softwareentwickler oder Consultants arbeiten komplett an der Anforderung des Kunden vorbei. Warum? Weil nicht uneindeutig formuliert und dadurch stillschweigende Annahmen entstehen, die in ein Missverständnis münden. – Und wieder sind wir an dem einen Punkt: Der Prompt will gut formuliert sein.

Wir haben darüber geredet, dass die Hypothesenbildung in den neuronalen Netzen, sprich Wahrscheinlichkeiten, eine wesentliche Rolle spielt und wir uns dessen bewusst sein müssen. Zudem haben Sie davon gesprochen, dass Unternehmen mit KI-basierten Anwendungen selbstredend Gewinne machen wollen; alleine schon, um ihre Investitionen zurückzubekommen. Aus Sicht der Gesellschaft haben Sie die Frage in den Raum gestellt, ob es dadurch soziale Unterschiede gibt bzw. geben wird. Jetzt blei-

ben wir mal kurz in Deutschland und schauen ins Bildungssystem: Ein sehr großer Teil der jungen Menschen geht auf staatlich finanzierte Schulen. Quasi hat jeder Zugang und damit ist das eine sozial gerechte Sache. Man könnte sich nun fragen, ob das so bleibt oder ein Teil der Menschen sich höhere Chancen dadurch ermöglichen, dass sie sich KI-Tools zur individuellen Bildung leisten können. Hier könnte man einwenden, dass dies primär eine Frage der sozialen Kompetenz der Eltern ist – aber dieses weite Feld betreten wir lieber nicht.

Nehmen wir ein anderes Beispiel: Vor einigen Jahrzehnten gehörte das kostenpflichtige Abo einer Tageszeitung zum Üblichen. Da und dort vielleicht nur zum guten Ton. Zumeist wohl, weil man sich informiert wissen wollte. Heutzutage hat ein Großteil der Menschen in Deutschland die Erwartung, dass Nachrichten kostenlos sind – und wundert sich, dass womöglich die Qualität und jedenfalls die Anzahl der Nachrichtenquellen sinkt.

Mein gesellschaftskritisches Fazit: Ist es nicht mehr eine Frage von Priorität und von Konsumverhalten, was – um im Beispiel zu bleiben – Nachrichtenqualität anbelangt, und weniger eine Frage, ob sich der Einzelne eine (digitale) Tageszeitung finanziell leisten kann? Wie kann man vor diesem Hintergrund die Kosten plus Marge diskutieren, die selbstredend ein Unternehmen auf seine Kunden umzuwälzen versucht?

Lothar Abicht | Ja, kostenlos sind Nachrichten – um bei Ihrem Beispiel zu bleiben – eigentlich nie. Wir haben diese im Grunde genommen immer bezahlt: aber mit unseren Daten! Und am Ende haben Google und andere märchenhafte Profite dadurch erreicht. Es geht um Werbeeinnahmen und es war nie die Idee, ein menschenfreundliches System zu schaffen. Es ging und geht nicht darum, dass Tech-Giganten etwas Gutes bewirken wollen,



sondern es geht immer um ein extrem profitorientiertes Business. Wir erkennen, dass AMAZON, Google und andere einen kaum überschaubaren Teil der Werbeeinnahmen für sich generieren. Man blickt faktisch auf ein Oligopol, das 50, 60 oder gar 70 Prozent der Werbeeinnahmen umsetzt.

Ralf M. Ruthardt | Ist es nicht gerade deshalb für uns Konsumenten wichtig, dass wir für qualitativ hochwertige Informationen, beispielsweise eine differenzierte Berichterstattung oder eine unabhängige Produktbewertung, ein Entgelt bezahlen? Nur so ist es möglich, dass wir nicht immer und überall offensichtlich oder unterschwellig etwas „verkauft“ bekommen.

Lothar Abicht | Von der Sache haben Sie recht. Aber wir haben uns zwischenzeitlich über Jahrzehnte daran gewöhnt, Informationen scheinbar kostenlos bekommen zu haben. Das hat natürlich bestimmte Verhaltensweisen und Überzeugungen ausgeprägt, die nicht so einfach zu erschüttern sind. Und ganz nüchtern muss man feststellen: Die Unternehmen mit kostenpflichtigen Informationen haben einen sehr, sehr schweren Stand. Es gibt ständig neue Versuche, Informationen kostenpflichtig anzubieten. Aber die tun sich alle schwer.

Ralf M. Ruthardt | Okay, da haben Sie recht und ich hätte es wissen müssen. Schließlich ist es mit diesem Magazin ähnlich: Wir bieten es einerseits kostenlos an, damit möglichst alle unabhängig ihrer finanziellen Möglichkeiten daran partizipieren. Alleine es gibt nur sehr wenige, die dieses Projekt mit einem kostenpflichtigen Abonnement unterstützen.

Lothar Abicht | Man kann eine dritte Begründung hinzufügen. In dem Moment, in dem ich mir eine leistungsfähige KI leiste, wie beispielsweise ChatGPT, kann ich mir für wenige US-Dollar im Monat mit relativ gerin-

gem Aufwand eine Vielzahl an Informationen generieren lassen. Durch die Quellennachweise habe ich dann eine relativ hohe Qualität.

Klar, man muss ergänzen, dass die normalen Medien im Unterschied zu recherchierenden Systemen Informationen liefern, die wir gar nicht angefordert haben.

Ralf M. Ruthardt | Das wollte ich gerade anmerken, dass das Problem, sich eine Information zu besorgen, oft darin liegt, dass man die Frage bzw. das noch unbekannte Ereignis nicht kennt. Zudem liefern professionelle Medien durch guten Journalismus uns den Perspektivenwechsel, also einen Blick über den eigenen Tellerrand hinaus.

Lothar Abicht | Das ist ja eine generelle Frage der Entstehung von Intuition. Diese entsteht dadurch, dass ich mich mit Wissen beschäftige, ohne sofort einen konkreten Anwendungszweck zu erkennen. Wir sprechen hier von intuitiven Prozessen. Neu generiertes Wissen entsteht oftmals an den Schnittstellen zwischen verschiedenen Wissenssebenen, die ich vorher nicht definieren kann, weil ich sie einfach nicht kenne.

Ralf M. Ruthardt | Da reden wir dann von Impulsen oder Inspiration ...

Lothar Abicht | Ja, in diese Richtung geht es.

Ralf M. Ruthardt | Lassen Sie mich bitte einen weiteren Punkt ansprechen. Ist es den Leuten eigentlich klar, dass ein neuronales Netz nur die Erkenntnisse vermitteln kann, die es im Datenpool hat? Damit verbunden ist z. B. ChatGPT subjektiv. Es kommt darauf an, mit welchen Daten das neuronale Netz gefüttert wurde. Daten eines bestimmten Meinungsspektrums führen dazu, dass die Antworten dementsprechend ausfallen.



Lothar Abicht | Zum einen ist jede Meinung subjektiv. Durch wissenschaftliche Verfahren in den KI-Lösungen werden die Hypothesen überprüft und sie erzeugen natürlich eine hohe

Wahrscheinlichkeit, dass die Ergebnisse dadurch sehr dicht an der tatsächlichen Wahrheit dran sind. Zudem kann eine moderne KI im Internet surfen und hat neben dem eigenen Datenbestand ergänzend das quasi „Weltwissen“ zur Verfügung. Aber ja, letztlich ist jeder (wissenschaftliche) Prozess hypothesengesteuert und damit von bestimmten Grundeinnahmen abhängig.

Ralf M. Ruthardt | Ich versuche zu abstrahieren: Wenn jetzt die Farbe „Lila“ in Mode wäre und jedermann sich über Lila positiv austauscht ... und ich meine KI im Kontext von Farben etwas frage, dann würde der Algorithmus die Modeerscheinung würdigen und Lila als eine coole Farbe in seiner Antwort darstellen.

Lothar Abicht | Es ist schwierig. Ja, es kann sein. Aber es hängt wieder von meiner Frage ab. Ich kann als Anwender natürlich die Frage so stellen, dass temporäre Modeerscheinungen in der Antwort keine Rolle spielen.

Ralf M. Ruthardt | Und da ist er wieder: Der Prompt.

Lothar Abicht | Bleiben wir bei Ihrem Beispiel „Lila“. Da sind zwei Ebenen interessant. Die eine Ebene: Womit ist die KI trainiert worden, womit wird sie immer noch trainiert und was beeinflusst ihre inneren Prozesse? Und die zweite Ebene: Auf welche externen Quellen greift die zu? Wenn also „Lila“ schick ist, wird die KI bei ihrer externen Recherche vielfach mehr positive Ergebnisse zu „Lila“ bekommen als meinetwegen zu „Purpur“.

Ralf M. Ruthardt | Das heißt im Grunde

genommen, dass sich daraus ein konkreter Auftrag für unser Bildungswesen, für unser Bildungssystem festmachen lässt. Man muss (jungen) Menschen dahin bringen, dass man in der Lage ist, richtig zu „prompten“ und die Ergebnisse einer KI mit ihren methodischen Kompetenzen zu validieren.

Lothar Abicht | Da stimme ich hundertprozentig zu. Alle Vorstellungen, wir könnten die KI aus der Schule verbannen, sind so wenig realistisch wie die Vorstellung vor 40 Jahren, den Taschenrechner aus der Schule zu verbannen.

Ich hatte vorher von zwei entscheidenden Fähigkeiten im Umgang mit KI gesprochen. Die eine Fähigkeit ist, die KI entsprechend einzusetzen – also ganz trivial gesagt: zu prompten. Und zum Zweiten müssen Menschen fähig sein, das Ergebnis zu bewerten. Wir kennen das beim Rechnen mit dem Taschenrechner auch und sprechen von der Überschlagsrechnung.

Ralf M. Ruthardt | Bei der KI handelt es sich um ein sehr umfassendes und wichtiges Zukunftsthema. In Ihrem Buch ist ein spannendes Gedankenexperiment beinhaltet. Nämlich zur Frage, wie viel Mensch verträgt die Zukunft.

Lothar Abicht | Das war eigentlich eher eine Metapher. Die Grundfrage ist bei der KI wiederkehrend: Wie ist das Verhältnis zwischen Maschine und Mensch? Wer dominiert sozusagen?

Wir haben die Entwicklung der KI in mehrere Richtungen interpretiert. Einmal an der Schnittstelle zwischen Menschen und Maschinen. Da spricht man im Kontext der Verschmelzung von Mensch und Maschine von Transhumanismus und Posthumanismus. Und zum anderen sind wir der Frage nachgegangen, welche Formen kann die KI



annehmen? Wird es eine starke KI geben, die gewissermaßen die menschlichen Fähigkeiten deutlich übertrifft? Für beide Richtungen haben wir keine wirkliche Antwort gefunden.

Ralf M. Ruthardt | In der [Ausgabe 2024-02 von MITMENSCHENREDEN](#) hatten wir den Schwerpunkt „Künstliche Intelligenz“. Ich erinnere mich an das Gespräch mit Prof. Dr. Dr. Klaus Kaiser aus Heidelberg, der sich mit mir philosophierend über das ausgetauscht hat, dass bei einem weiteren Verständnis der neuronalen und biochemischen Zusammenhänge unseres Menschseins mittels Künstlicher Intelligenz noch einiges erreichbar ist.

Lothar Abicht | Ich würde dies erst mal hundertprozentig ähnlich sehen. Im Augenblick sind wir von einem wirklichen Verständnis dessen, was im menschlichen Gehirn abläuft, noch ein Stück entfernt. Lassen Sie mich nur einen Punkt benennen: Wie entsteht ein Gedanke? Aber unabhängig solcher Verständnisfragen entsteht in der Maschinenwelt möglicherweise etwas grundsätzlich Neues – eine eigene, künstliche Identität.

Ich möchte noch auf etwas anderes eingehen: Der technologisch bedingte Wandel ist etwas Permanentes geworden. Er hat eine unglaubliche Geschwindigkeit aufgenommen. Da ist es schwer, als Einzelner einigermaßen hinterherzukommen. Man muss sich schon ganz schön anstrengen, um den Anschluss nicht zu verlieren.

Ralf M. Ruthardt | Ich erinnere mich an meine ersten IT-Projekte. Das war 1993. Wenn ein Projekt zu Ende gewesen ist, dann haben Anwenderinnen und Anwender erst mal durchgeatmet – und ein, zwei Jahre später kam das nächste Projekt. Heute ist man quasi permanent in Projekten und damit permanent Veränderungen ausgesetzt.

1996 machte ich mich selbständig. Es ging um innovative Solutions zur Prozessautomatisierung. Schnell habe ich kapiert, dass am Ende nicht die Technologie der Bremsklötze sein wird – sondern wir Menschen. Die rasanten technologischen Entwicklungen werden von uns Menschen ausgebremst, weil wir es gar nicht schneller schaffen. Oder: Wir nutzen KI-basierte Assistenten und bekommen es mit deren Unterstützung bewältigt.

Lothar Abicht | Vom Prinzip her ja, aber wir dürfen in diesem Zusammenhang nicht unterschätzen, wie schnell in der jüngsten Vergangenheit neue Entwicklungen ihren Durchbruch erreicht haben. Das ging nicht nur schnell, sondern wirkte auch global. Schauen Sie nur auf die generative KI ChatGPT. Innerhalb weniger Wochen haben Millionen Menschen auf der ganzen Welt darauf zugegriffen. Daran erkennt man, dass die Beschränkung, die wir bei uns Menschen sehen, manchmal auch die Beschränkung unseres geografischen Horizonts ist.

Ralf M. Ruthardt | Diese Erweiterung des Horizonts nehmen wir als Schlussgedanken. Lieber Herr Prof. Abicht, ich danke herzlich für das inspirierende Gespräch.



Prof. Dr. Lothar Abicht

ist Unternehmer, Hochschullehrer, Forscher und Autor. Er hat acht Sachbücher und zahlreiche weitere Publikationen veröffentlicht. Als renommierter Wissenschaftler gilt er als Experte in der Bildungsforschung, der technologischen Entwicklung und der Analyse der Arbeits- und Lebenswelt der Zukunft.

<https://www.lotharabicht.com/buch-2030>

Wo Narrative regieren – und Menschen verstummen.

*„Dieser Roman ist wichtig,
den er gibt den Blick in
die Mitte der Gesellschaft
frei.“*

Prof. Dr. Erick Behar-Villegas
hat den Roman ins Spanische
übersetzt (Fundalib, Madrid)

*„Gute Beobachtungen
zum Zeitgeschehen.“*

Dominik Steffens
Journalist & Podcaster

Das laute Schweigen des Max Grund

Roman von Ralf M. Ruthardt

Edition PJB

ISBN 978-3982574905

Hardcover | € 23

auch als eBook & Hörbuch



Moderne Landwirtschaft im Wandel



Ralf M. Ruthardt im Gespräch mit
Dirk Reinkens



Effizienz und Professionalität in der Agrar- und Milchwirtschaft sind Themen, mit denen sich Dirk Reinkens intensiv beschäftigt. Er baut genossenschaftliche Strukturen zukunftsorientiert aus und fördert Innovationen im landwirtschaftlichen Verbund und gilt als Vertreter einer zeitgemäßen, leistungsorientierten Landwirtschaft, die traditionelle Genossenschaftswerte mit unternehmerischem Denken verbindet.

Ralf M. Ruthardt | Sie haben, lieber Dirk Reinkens, umfassende Erfahrungen beim Aufbau genossenschaftlicher Strukturen in landwirtschaftlichen Betrieben. Da geht es um den zukunftsfähigen, nachhaltigen Aufbau und gleichzeitig darum, Innovationen zu etablieren. Wie passen die traditionellen Werte der Genossenschaft und unternehmerisches Denken zusammen?

Dirk Reinkens | Ich kann hier für Ostdeutschland und die sich hier etablierte Genossenschaftsstruktur sprechen. Da hat sich viel verändert – und noch immer geht es darum, fortschrittlich unternehmerisch zu handeln.

Wenn wir auf die landwirtschaftlichen Genossenschaften blicken, dann ist der Anteil der Genossen heute deutlich geringer als im Vergleich zu 1990. Damals lernte ich die ersten Genossenschaften kennen. Dort war quasi jeder der Angestellten auch an der Genossenschaft beteiligt. Unter 250 Leuten gab es da kaum eine Genossenschaft. Das hat sich in den letzten 35 Jahren deutlich geändert.

Und wenn man heute erfolgreiche, gut geführte Genossenschaften anschaut, dann gibt es da einen Pool von rund 15 bis 20 Mitgliedern. Zumeist sind die Entscheidungsträger Mitglieder; teilweise auch Mitarbeitende und ausgeschiedene Mitarbeitende.

In dieser Größenordnung von Mitgliedern lassen sich Strukturen gut weiterentwickeln.

Ralf M. Ruthardt | Wenn wir auf Raiffeisen

zurückblicken, dann kann man von einer epochalen Errungenschaft sprechen, für welche Genossenschaften stehen können. Damals sind dann die Bauern einer bestimmten Region beigetreten. Man hat sich organisiert, um beispielsweise im Einkauf und Verkauf eine Position und damit wirtschaftliche Vorteile zu haben.

Wie sind die landwirtschaftlichen Genossenschaften in den östlichen Bundesländern dem Wesen nach zu begreifen?

Dirk Reinkens | Die Eigentümer der landwirtschaftlichen Flächen sind in der Regel auch die Unternehmer gewesen. Diese Landwirte haben die Flächen bewirtschaftet. In den letzten 35 Jahren sind die Betriebe deutlich größer geworden und angestellte Führungskräfte sind Mitglieder der Genossenschaften geworden. Nun reden wir hier nicht über den Raiffeisenverband oder Molkereigenossenschaften. Wir sprechen hier über landwirtschaftliche Betriebe. Diese regional sehr fokussiert. Da gibt es einen Hauptbetrieb und vielleicht noch zwei, drei Außenstellen.

Ralf M. Ruthardt | Wo liegen heute die Herausforderungen im Bereich der Landwirtschaft? Ich denke an das Thema Produktivität, denn der Kostendruck dürfte an allen Fronten eine Rolle spielen. Wo möglich sind dann auch noch strategische Investoren, die nach Ackerland greifen.

Dirk Reinkens | Die von Ihnen aufgeführten Dinge spielen natürlich eine Rolle. Die Herausforderung in einer Genossenschaft ist,



diesen Verband als solchen auch soweit zusammenzuhalten, also dass wirklich alle Genossen dabeibleiben. Man möchte nicht, dass Anteile unabgesprochen an einen fremden Dritten verkauft werden.

Eine große Herausforderung ist, geeigneten Nachwuchs zu generieren. Für die Landwirtschaft muss man leider sagen, dass dies nicht einfach ist. Nun, wir haben hier direkt bei mir zu Hause vor Ort ein gutes Beispiel: Eine Genossenschaft mit 4500 Hektar und 3000 Kühen. Die haben immer Lehrlinge ausgebildet und damit ihren eigenen Nachwuchs letztendlich herangeführt. Klar, natürlich gehen einige der Auszubildenden irgendwann. Aber ein Teil bleibt erfreulicherweise da.

Nachwuchs fehlt, Investoren kommen

Gleichwohl steht ein nicht unerheblicher Teil der landwirtschaftlichen Genossenschaften vor der Frage, ob sie überhaupt noch Personal bekommen – oder das Unternehmen verkaufen müssen. Erst dieser Tage habe ich das mitbekommen: Eine Genossenschaft mit 18 Mitgliedern. Kein Nachfolger da. Man war auch nicht bereit, einen externen Geschäftsführer reinzunehmen. Wenn dann keine andere Genossenschaft bereit ist, dort einzusteigen – dann kommt vielleicht ein Investor. Der kauft dann die Fläche – und hält den Betrieb aufrecht. Denn mit der Fläche alleine kann er ja nichts anfangen. Er braucht den Betrieb dazu. Da entsteht dann Neues und das muss gar nicht schlecht sein. Die Landwirtschaft passiert an dem Ort, wo eben auch die Fläche ist oder die Gebäude stehen. Ich habe noch nie davon gehört, dass ein Investor Fläche gekauft und zugleich den Betrieb eingestellt hat.

Klar, da kaufen Discounter wie ALDI die Flä-

chen auf. Aber auf der anderen Seite muss man immer dazusagen, dass die Produktion am Standort weitergeht. Vielleicht mit ein paar Leuten weniger, weil es wirtschaftlich sinnvoll und notwendig ist. Da unterscheiden sich solche Investoren von uns als eigenständige Genossenschaft nicht. Auch wir müssen mit spitzem Bleistift rechnen.

Ralf M. Ruthardt | Lassen Sie uns über Bürokratie sprechen ...

Dirk Reinkens | Das ist, wie in anderen Wirtschaftsbereichen auch. Die Bürokratisierung hat sich insbesondere in den vergangenen zehn Jahren so dermaßen ausgedehnt, dass das mittlerweile insbesondere für ältere Mitarbeitende sehr, sehr schwer nachzuvollziehen ist. Teilweise braucht es externe Berater mit Expertenwissen, um das im Griff zu behalten. Selbst bei mir im Unternehmen haben wir mittlerweile mehrere externe Berater, um unterschiedliche administrative Bereiche überhaupt noch abdecken zu können. Die Agrarförderung ist dabei ein sehr spezielles Thema. Vieles ändert sich in so kurzer Frist, dass man teilweise gar nicht hinterherkommt. Es ist für die Genossenschaften ein besonders großes Thema, weil man die Entscheidungen gemeinsam mit den Genossen treffen muss und dafür benötigt man Zeit.

Ralf M. Ruthardt | Wenn ich auf die vergangenen zehn Jahre blicke, dann habe ich in meinen Software-Unternehmen einen ähnlichen Kampf mit der Bürokratie gehabt. Wenn man nicht mit tausend Mitarbeitenden unterwegs ist, sondern kleiner einhundert, dann erdrücken die Aufwendungen für bürokratische Restriktionen. Du kannst als kleines oder mittelständisches Unternehmen die Bürokratiekosten kaum mehr an die Kunden weitergeben. Es geht direkt auf die Marge bzw. zu Lasten des Ergebnisses.



Dirk Reinkens | Früher war ich noch 70 oder 80 % meiner Zeit produktiv – also draußen auf dem Feld. Jetzt sind das gefühlt maximal 30 % meiner Arbeitszeit. Alles andere ist Büroarbeit. Das ist schon erdrückend und das liegt auch nicht jedem. Dabei bleibt einem gar nicht viel anderes übrig: Du musst, um ein wirtschaftliches Ergebnis zu erzielen, die bürokratische Agrarförderung auf dich nehmen.

Ralf M. Ruthardt | Wenn es in Ihrer Branche auf die Dokumentationspflichten schauen – ist dieser bürokratische Aufwand sinnvoll?

Dirk Reinkens | Es sind zwei Blöcke. Wir haben Agrarförderungen der Bundesländer, der Bundesebene und der EU. Die Ziele sind dabei klar: Man will mehr Klimaschutz, mehr Umweltschutz und die Kulturlandschaften wiederherstellen. Das ist das eine Thema.

Das zweite Thema ist, wenn wir unsere Produktion dokumentieren, dann könnte man das über die „Blockchain“ machen. Damit wäre alles nachvollziehbar – bis zum Teller. Das finde ich persönlich sehr gut: ein Open-Book-System, in welchem ich meine Produktion offenlege. Ich habe damit kein Problem zu zeigen, auf welchem Acker der Weizen gewachsen ist und wie schlussendlich das Brötchen bei Ihnen auf den Teller gekommen ist. Für meinen Teil finde ich das Klasse.

Ziele klar, Wege kompliziert

Das Problem bei der Agrarförderung ist, dass es mittlerweile so aufgeblasen und so kompliziert geworden ist. Bestimmte Maßnahmen sind mit anderen Maßnahmen gekoppelt. Teilweise gehen diese in ihrer Wechselwirkung jedoch wieder an der Sache vorbei. Es ist ein Dschungel. Die ganze Sache ist

mittlerweile so sehr verkompliziert, dass die Förderungen meiner Einschätzung nach zu oft am Ziel vorbeigehen. – Um das alles zu überblicken, brauchen wir eben mehrere Berater.

Ralf M. Ruthardt | Wieherter hier der Amtschimmel, indem zu viel am grünen Tisch in den Parlamenten und in den Verwaltungen beschlossen wird und dort zu wenig Realitätsbezug vorhanden ist?

Dirk Reinkens | Manchmal habe ich diesen Eindruck. – Letztlich verlieren die kleinen Betriebe. Die können sich diesen bürokratischen Aufwand rund um Förderungen oftmals gar nicht leisten. Manche verzichten dann sogar darauf. Und schlussendlich geben viele einfach den Betrieb auf.

Alleine in 2024 haben 18 % der Landwirte in Thüringen keinen Agrarförderungsantrag abgegeben. Jetzt kann man schnell hochrechnen, wie viel Fördergelder dadurch eingespart wurden. Das hat mit Fairness nichts mehr zu tun.

Da stellen sich Politiker auf die kleinen Bauernhöfe und lassen sich vor der Wahl mit glücklichen Kühen fotografieren. Das kommt halt gut an. Das ist ein wichtiges Wählerklientel; schauen Sie doch nach Bayern. Aber die Lebenswirklichkeit sieht anders aus.

Und das andere ist, dass der Tierschutz in Großbetrieben besser zu realisieren ist. Der Kleinbetrieb ist in dieser Konsumentenidylle derjenige, der am Morgen seine Kuh streichelt und es mit freundlichen Worten auf die Weide führt. Der Kleinbauer stellt der Kuh ein Radio hin oder singt ihr selbst etwas vor. (lacht)

Ralf M. Ruthardt | Ihren Worten entnehme ich, dass die Lebenswirklichkeit anders ausschaut ... Haben Sie ein innovatives Beispiel,



wie Technik große Betriebe wirtschaftlich unterstützt und zugleich den Tieren hilft?

Dirk Reinkens | Ja, die Technik ist eher auf Großbetriebe ausgelegt. Hier ein Beispiel: In manchen Großbetrieben fliegt mittlerweile eine Drohne voraus. Damit soll beim Grasschnitt oder der Kornernte das Rehkitz erkannt werden. Ein Kleinbetrieb kann sich das eher nicht leisten.

Ein weiteres Beispiel: Nehmen wir eine Herde mit 1.500 Kühen. Jede Kuh hat Bewegungssensoren im Halsband. Damit generieren und vermessen wir Daten über Trinkverhalten, über Milchmenge und darüber, wo und wie sich die Kuh bewegt. Dadurch sehen wir unmittelbar, wenn das Tier erkrankt ist, und können handeln. Wir haben ausgebildetes Fachpersonal auf unseren Betrieben und können die Tiere unmittelbar behandeln – das kann ein Kleinbetrieb in dieser Form gar nicht leisten.

Ralf M. Ruthardt | Lassen Sie uns einen Gedankensprung machen: Konsumentinnen und Konsumenten finden Geiz weitgehend immer noch geil.

Dirk Reinkens | Eine hohe Wertschätzung von Lebensmitteln kennen wir aus anderen Ländern. Die Menschen bezahlen für die Lebensmittel höhere Preise und schauen nach hochwertigen Produkten. Wir können aus einer modernen, konventionellen Landwirtschaft hochwertige Lebensmittel und tierfreundliche Bedingungen herstellen. Da bin ich mir ganz sicher und erlebe das täglich in meinem Betrieb.

Dirk Reinkens

geboren 1968, ist seit Mai 2018 Vorstand der Milcherzeugung Molau eG. Mit Sitz in Naumburg (Saale) leitet er strategisch die genossenschaftliche Molkerei. Zuvor übernahm er Schlüsselrollen in landwirtschaftlichen Verbundstrukturen.





Jetzt KOSTENLOS abonnieren!

www.mitmenschenreden.de



Die kleinen Geschenke der Politik

von Nickolas Emrich



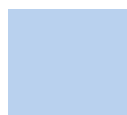



Der folgende Beitrag stammt aus dem SPIEGEL-Bestseller „Gier nach Privilegien“ von Nickolas Emrich. Darin analysiert der Autor pointiert, wie der Staat Bürger und Unternehmen mit immer neuen Vergünstigungen abhängig macht – und warum diese Logik Freiheit, Verantwortung und Wettbewerb langfristig untergräbt.

Die Politik hat die Bürger über lange Zeit dazu erzogen, ihre Wünsche und Sorgen an die Politik zu richten und für angeblich förderliches Verhalten belohnt zu werden. Aus diesem Geiste sind Projekte wie die »Abwrackprämie« geboren worden, die auf Kosten aller recht willkürlich manche bevorzugt und manche benachteiligt haben. Wer damals sowieso einen Neuwagen kaufen wollte, konnte die Prämie einfach mitnehmen, wer es dagegen einen Monat zu früh gemacht hatte oder gerade einen Gebrauchtwagen verkaufen wollte, gehörte ungewollt zu den Verlierern dieser Subvention. Andere Maßnahmen sind eher unbedeutend, etwa der Kulturpass für Jugendliche. Auch dies ist ein »kleines Geschenk« der Regierung, in diesem Fall 200 Euro Kulturguthaben für alle 18-Jährigen. Früher haben die Großeltern solche Geschenke gemacht, heute muss man eine App herunterladen und lernt schon früh, sich an den schenkenden Staat zu gewöhnen. Im Gegensatz zu den Großeltern hat der Staat dieses Geld nicht erwirtschaftet, sondern natürlich durch Steuern eingenommen. Hinzu kommen die Kosten für die Bürokratie. Die Staatsministerin für Kultur und Medien, die das Projekt zu verantworten hat, möchte schließlich auch etwas verdienen, ganz zu schweigen von ihrer späteren Pension. Die App muss natürlich auch programmiert werden, etwas Budget für Pressearbeit und Werbung darf auch nicht fehlen und ohne Beamte für Konzeption und Planung geht sowieso nichts. Die Großeltern hätten wahrscheinlich weniger Verwaltungskosten verursacht, hatten das Geld aber möglicherweise nicht übrig, weil die Steuerlast hierzulande recht hoch ist.

Die Großeltern kommen dafür aber vielleicht in den Genuss anderer staatlicher Privilegien, etwa je nach Region vergünstigte Zugtickets oder Museumskarten. Man sollte sich bewusst machen, dass ein Privileg keinesfalls bedeutet, dass man im Leben insgesamt privilegiert wäre. Ich benutze das Wort »Privileg« hier wertfrei. Es ist erst einmal nur eine Bevorzugung. Wer Bürgergeld bezieht, kann über einen Wohnberechtigungsschein mehrere Hundert Euro monatlich bei der Miete sparen, bekommt in vielen Städten ein deutlich günstigeres Nahverkehrsticket und zahlt beispielsweise beim Deutschen Theater nur 3 Euro statt 48 Euro für eine Eintrittskarte. Dieser Mensch fühlt sich sicherlich nicht privilegiert, dennoch wird auch er mit kleinen Geschenken bedacht.

Die kleinen Geschenke sind aber nicht immer absolut klein, nur relativ. Auch die Wirtschaft soll kein Freund des freien Marktes werden, sondern ebenso den Staat als wohlwollenden Weihnachtsmann anerkennen und bestenfalls schätzen lernen. Der Staat als freundlicher Schiedsrichter, der auch mal nebenbei ein Tor schießt, wenn er gerade günstig steht – und in der Halbzeitpause noch Freibier verteilt. So etwa beim geplanten Intel-Werk: 10 Milliarden Euro schießt der Staat dazu. Man passt sich bloß der Größe des Beschenkten an, das Prinzip dahinter bleibt auch hier das gleiche.





Mehr Meer: Innovation für morgen

Ralf M. Ruthardt im Gespräch mit
Scarlett Eckert & Klaus Wobbe



Heute geht es in dieser Rubrik von **MITMENSCHENREDEN** ins Meer. Nachhaltigkeit ist mehr als ein Etikett: Scarlett Eckert und Klaus Wobbe zeigen, wie Kapital echte Wirkung entfalten kann – ökologisch, sozial und transparent. Im Gespräch geht es um Verantwortung, die Grenzen klassischer ESG-Modelle und das visionäre Bildungsprojekt MEER-ESSEN. Das Interview wurde bereits Mitte 2025 geführt.

Ralf M. Ruthardt | Wir reden über mehr Meer essen, liebe Scarlett Eckert und lieber Klaus Wobbe, und alleine bei diesem Wortspiel lässt einem das lyrische Wasser im Mund zusammenlaufen. Nun, beginnen wir am Anfang und da steht die Intalcon GmbH beziehungsweise die Intalcom Foundation in Bremen.

Scarlett Eckert | Die *Intalcon* und die *Intalcon Foundation* wurden 2020 gegründet. Wir betreiben in der *Intalcon* zwei Investmentfonds. Von den Einnahmen gehen 20 % in Projekte der *Intalcon Foundation*. Wir fokussieren uns auf nachhaltige Projekte. Beispielsweise auf die Wiederherstellung von Biodiversität und auf den Meeresschutz. Hier sehen wir unter anderem die entsprechende Bildung bei jungen Menschen, welche über geändertes Verhalten auf die Nachhaltigkeit einzahlt. Der Mensch greift in die Natur ein. Da muss so manches wieder ins Gleichgewicht gebracht werden.

Ralf M. Ruthardt | Es klingt, als ob Ihr Engagement von einem persönlichen Anliegen getragen wird. Können Sie das für uns etwas einordnen?

Klaus Wobbe | Mein Vater hatte vor einigen Jahren sein Unternehmen verkauft – aber in den Ruhestand zu gehen, war keine wirkliche Option. Wir haben als Gesellschaft eine große Pandemie durchlebt. Das hat mit uns Menschen etwas gemacht. Dann der Umstand, dass ich schwanger und Mutter geworden bin und mein Vater Opa. Das lässt schon über die Zukunft nachdenken; auch

(k)eine tägliche begegnung

was die Lebensumstände auf unserem Planeten anbelangt.

Klaus Wobbe | Ich komme eigentlich aus dem Finanzmarkt. Zunächst habe ich einige Zeit bei der Dresdner Bank in der Vermögensverwaltung gearbeitet. Vor rund 30 Jahren habe ich ein Softwarehaus gegründet. Da ging es um Standardsoftware zur zentralen Versorgung von Front- und Back-Office-Systemen mit Wertpapier-Referenzdaten. Nun, das Unternehmen wurde verkauft ...

Ralf M. Ruthardt | ... und Sie sind im Unruhestand angekommen (lacht) und engagieren sich nun im Sinne der Nachhaltigkeit.

Klaus Wobbe | Ja, es gibt zwar viele Finanzprodukte, die vermeintlich nachhaltig sind. Wenn man jedoch genauer hinschaut, ist von der Nachhaltigkeit wenig zu sehen. Damit meine ich, dass eine messbare positive Wirkung nachgewiesen werden soll. Im Finanzmarkt sind zwar viele Produkte „grün“ angestrichen. Aber bei der Wirksamkeit zu ökologischen oder anderen Themen ist zu oft wenig zu erkennen. Das war für uns zusätzliche Motivation zu sagen, wir müssen im Finanzmarkt etwas tun. Schließlich gibt es Nachhaltigkeitsziele der Vereinten Nationen, die bis 2030 umgesetzt sein sollen. Indem wir unsere Foundation unterstützen, haben wir



einen direkten Bezug zwischen finanzieller Rendite und einer Rendite für uns alle.

Ralf M. Ruthardt | Der Gedanke ist beeindruckend. – Eine wesentliche Aufgabe der Finanzmärkte besteht darin, Unternehmen, private Haushalte und Staaten mit mittel- bis langfristigem Kapital zu versorgen. In der Realwirtschaft soll dies zu Produkten und Dienstleistungen führen. Mein Eindruck ist, dass seit vielen Jahren dieser realwirtschaftliche Bezug weniger im Vordergrund steht, sondern es geht den Akteuren meist um die kurzfristige Rendite und um spekulative Momente. Das dominiert in weiten Teilen das, was wir an den Finanzmärkten sehen. Und die Nachhaltigkeit? Die scheint mir oftmals eher als Marketingbegriff verwendet zu werden.

Klaus Wobbe | Ja, solche Eindrücke kann man gewinnen. Allein, dass börsennotierte Unternehmen quartalsweise ihre Ergebnisse veröffentlichen müssen und dazu gezwungen sind, jedes Mal auch Stellung zu beziehen. Wir dürfen jedoch nicht außer Acht lassen, dass wir in Deutschland einen breiten Mittelstand haben, welcher diesen Anforderungen nicht unterliegt. Gleichwohl, die Zeit ist insgesamt schnelllebiger geworden und man schaut auf die finanzielle Rendite und den schnellen Erfolg.

Etikett grün, Wirkung null

Nehmen wir den Kryptomarkt. Dort ist zu erkennen, wie der schnöde Mammon einen manchmal verführt. Oder nehmen Sie den ESG-Sticker, welcher eigentlich bei einem Finanzprodukt auf dessen Nachhaltigkeit hinweisen soll. Aber in den Fondsprospekten wird manchmal nur grün eingefärbt und der ESG-Sticker draufgesetzt. Ich möchte

jedoch am Ende etwas darüber erfahren, welche soziale oder ökologische Wirkung meine Kapitalanlage erzeugt hat. Da ist die Finanzwelt bisher den Nachweis weitgehend schuldig geblieben und das möchten wir ganz gerne ändern.

Ralf M. Ruthardt | Auf der einen Seite diese kurzfristige Sicht im Streben nach unmittelbarem finanziellem Erfolg. Man könnte es womöglich auch als Gier beschreiben. Und in diesem Zusammenhang werden Finanzprodukte mit juristisch professionell abgewogenen Worten so formuliert, dass man auf den ersten Blick den Eindruck hat, hier würde etwas ökologisch oder anderweitig Nachhaltiges finanziert und gefördert.

Klaus Wobbe | Lassen Sie mich ein Beispiel anführen: Es gibt einen Fonds mit „Grandchildren“ im Namen. Er gibt quasi vor, auf bessere Bedingungen für unsere Kinder einzugehen. Bessere Arbeitsbedingungen, keine Kinderarbeit und so weiter. Man kennt diese Schlagwörter. Schaut man sich solche Fonds detailliert an, stellt man fest, dass es ein reiner Aktienfonds ist. Der kauft und verkauft Aktien. Fertig. – Wenn ich von Ihnen, lieber Herr Ruthardt, eine Aktie kaufe, diese vielleicht eine Zeit lang halte und dann an Frau Eckert verkaufe, dann hat sich damit weder an den Arbeitsbedingungen noch an der Klimaveränderung irgendetwas geändert. Das ist den dahinterstehenden Unternehmen völlig egal, weil ich ja für die Aktie nicht dezidiert einem Unternehmen das Geld gebe. Vielmehr fließt das Geld zu jemandem, der diese Aktie bereits in seinem Depot hat.

Scarlett Eckert | Man kennt vielleicht die Abkürzung „ESG“, welche auch auf manchen Finanzprodukten zu finden ist. Mit ESG-Konformität ist gemeint, dass ein Unternehmen wirtschaftlich erfolgreich ist und zudem in den Bereichen Umwelt (Environmental),



Soziales (Social) und Unternehmensführung (Governance) verantwortungsbewusst handelt. Mittlerweile gibt es eine Direktive, die gegen unlauteren Wettbewerb mit solchen Labeln vorgeht.

Ralf M. Ruthardt | Wir haben über kurzfristiges, schnelles Gewinnstreben und über irreführende Produktbeschreibungen gesprochen. Mir scheint, als ob viele Akteure sich durch moralische Restriktionen, die ein Gemeinwesen benötigt, nicht selbst beschränken. Das erinnert beispielsweise an Cum-Ex, wo die Gesetzeslücke für angesehene, hochbezahlte Menschen die Legitimation zum moralisch Verwerflichen und das Gemeinwesen schädigenden Handeln gewesen ist.

Umso mehr finde ich ein finanzielles Engagement mit Gewinnerzielungsabsicht in Verbindung mit einem bewusst integrierten gesellschaftlichen, solidarischen Mehrwert inspirierend.

Klaus Wobbe | Ja, wir interpretieren „ESG“ für uns neu. – Mittlerweile sind wohl um die 60 oder 70 % aller Fonds irgendwie „grün“. Nur weil von „ESG“ die Rede ist, muss das ja tatsächlich nicht wirklich so sein. Wir für uns interpretieren „ESG“ als ein Stück vom Gewinn. Das ist die Abkürzung, wie wir sie verstehen. Das ist ein großer Hebel: Finanzielle Mittel werden so eingesetzt, dass sie nicht nur eine finanzielle Rendite, sondern im Sinne der Nachhaltigkeit mehr erzielen.

Geld, das nachhaltiger arbeitet

Nehmen wir beispielsweise eine Stiftung. Die investiert sehr konservativ und kauft eine Bundesanleihe. Sie könnte aber mit gleichem Risiko-Rendite-Profil eine „grüne“ Anleihe von der KfW kaufen und damit ökologische

Projekte in Drittländern fördern. Die Stiftung bekäme die gleiche Rendite und hätte das gleiche Risiko wie bei einer Bundesanleihe. Aber es wäre ein Investment in ein ökologisches Projekt.

Ralf M. Ruthardt | Ja, die Idee hinter ESG habe ich verstanden. Es wird Umwelt, Soziales und das Thema Governance, also verantwortungsbewusstes Handeln, miteinander verbunden.

Greifen wir an dieser Stelle ein Projekt heraus, an welchem Sie sich finanziell beteiligen und es begleiten. Ich freue mich schon sehr auf diesen Gesprächsabschnitt, weil das Thema „MEER-ESSEN“ ein so inspirierendes Wortspiel ist. Es weckt viele Assoziationen: Mehr Essen, weil die Weltbevölkerung zunimmt. Pflanzen aus dem Meer essen, weil hier womöglich eine Antwort auf eine gesunde Ernährung und eine klima- und naturverträgliche Gewinnung von Lebensmitteln liegt.

Nun, es scheint mir eine Kombination aus Erkenntnis, Innovation und Revolution des zukünftigen Speiseplans in unseren Breiten-graden. Anderweitig ist „Meer essen“ nicht auf Fisch reduziert, sondern von alters her bei den Algen angekommen. Es hat somit eben auch etwas mit dem Kulturkreis zu tun.

Scarlett Eckert | Bei *Intalcon Foundation* betreiben wir viel Recherche, um geeignete Projekte zu finden. Wir sind ja nicht die Initiatoren, sondern bringen uns finanziell und mit unserem Monitoring in nachhaltige Projekte ein. Projekte, die für zukünftige Generationen positive Auswirkungen haben. Uns geht es dabei primär um langfristige Unterstützung; keine Eintagsfliegen. Wir wollen dabei auch die Sichtbarkeit innovativer, nachhaltiger Projekte fördern.

Ralf M. Ruthardt | Ich glaube, darin ein per-



sönliches, emotionales Moment bei Ihnen zu erkennen. – Da ist das Vernunftmoment, also die erkannte Notwendigkeit, etwas zu tun. Und da ist das moralische Selbstverständnis in Verbindung mit den eigenen finanziellen Möglichkeiten. Beides zusammen will, so habe ich Sie verstanden, etwas nachhaltig Positives bewirken.

Klaus Wobbe | Das kann ich so zu 100 % unterstreichen.

Scarlett Eckert | Bei MEER-ESSEN handelt es sich um ein ganz außergewöhnliches Projekt. Wie Sie schon gesagt haben, kennt man aus Asien pflanzliche Nahrungsmittel aus dem Meer. Bei uns ist das weitgehend noch fremd.

Die Universität Bremen und das Leibniz-Zentrum für Marine Tropenforschung sind die Initiatoren des Projektes. Die Projektleitung haben Dr. Martina Osmers und Dr. Lara Stuthmann, mit denen ich im Dialog bin.

Algen entdecken, Zukunft schmecken

Es werden Schulklassen eingeladen, meist die Altersgruppe ab 12 Jahren, und in Workshops wird mit Algen experimentiert. Es werden von den Schülerinnen und Schülern Algen mit allen Sinnen erforscht. Berührungsängste sollen genommen und die Neugier geweckt werden. Welche Eigenschaften haben Algen? Welche Vorteile haben Algen und zu was können wir diese nutzen? Wie steht es um die Essbarkeit von Algen? Welche Lebensmittel sind denkbar? – Und natürlich: Wie schmecken Algen? – Das wird bei den Workshops mit den Kids ebenfalls geklärt.

Ralf M. Ruthardt | Das klingt spannend und das Interesse bei den Schulklassen dürfte groß sein. – Nun haben wir viele wissen-

schaftlich-industrielle Aspekte: Welche Eigenschaften (z. B. Nährstoffe, Konsistenz) liegen vor? Wie kann Zucht und Ernte von Algen funktionieren? Wie verarbeiten wir diese zu Nahrungsmitteln für die jeweiligen Kulturkreise oder Regionen? Wie schaut es mit der Logistik, wie z. B. Kühlkette, Haltbarkeit und so weiter aus?

Dann gibt es uns als Verbraucher: Bekommen wir aus Algen Lebensmittelprodukte gewonnen, die wir in Geschmack und Konsistenz gerne essen. Es braucht ja die Akzeptanz der Menschen.

Was interessiert die Kinder in den Workshops vor allem?

Scarlett Eckert | Ja, das ist eine gute Frage. Die Interessen der Kinder sind da sehr unterschiedlich. Die einen verbinden es mit der Photosynthese und klar, die Verkostung ist natürlich aufregend. Viele haben noch keinen Algensalat gegessen und nur wenige kennen die Kombination von Sushi und Algen. Im Endeffekt ist alles spannend, was es im Labor der Universität Bremen an den verschiedenen Stationen zu erkunden gibt. Die Experimente sind so aufgebaut, dass diese mit überraschenden Erkenntnissen aufwarten.

Klaus Wobbe | Ich habe bisher noch nie Algenchips gegessen. Das wäre ein marktrelevantes Produkt, weil Kinder gerne Chips essen. Chips aus Algen haben deutlich weniger Fettanteil. Das ist so etwas, was mit dem Projekt „MEER-ESSEN“ bei Kindern und Jugendlichen in Gang gebracht wird. Wenn man dann noch die wissenschaftliche Seite mit dem zunehmenden Ernährungsproblem bei wachsender Weltbevölkerung geklärt bekommt, dann hat man einiges erreicht.

Scarlett Eckert | An Land haben wir bei stei-



gender Bevölkerung ein Platzproblem, aber Algen wachsen im Wasser und die Ozeane bieten viel Fläche. Hier kann man skalieren. Die Schülerinnen und Schüler beschäftigen sich damit und so kommen rationale Erkenntnisse und der Genuss auf der Zunge zusammen. Dann werden die Eltern beim nächsten Einkauf nach knusprigen Algenchips gefragt.

Ralf M. Ruthardt | Sie haben vom Erkenntnisgewinn bei Schülerinnen und Schülern gesprochen. Wenn ich mir das in der Realität von Lebensmittelproduktion, Logistik und Handel vorstelle, dann ist die Frage, was

anschließend von gesunden Algen noch übrig bleibt. Bleiben wir bei den Kartoffelchips, die wir im Lebensmitteleinzelhandel im Regal stehen sehen. Klar, da ist die Kartoffel – aber eben plus Zucker, plus Salz und weiteren Zusatzstoffen. Nun gab es einen Trend hin zu Chips basierend auf Erbsen oder Linsen.

Unabhängig vom landwirtschaftlichen Rohstoff braucht es für Lagerfähigkeit, einheitlichen Geschmack und der für eine hohe Produktivität erforderlichen Verarbeitungseigenschaften (industrielle Produktion) einige Zusatzstoffe. Das sind dann beispielsweise Texturverbesserer, Emulgatoren, Antioxi-





tionsmittel und so weiter. Nun, die Vorteile gegenüber Kartoffelchips, also Proteingehalt, Fettgehalt und Ballaststoffe, bleiben bestehen. Jedoch, ohne Zusatzstoffe scheint eine industrielle Lebensmittelverarbeitung nicht zu funktionieren.

Wo findet man aktuell beispielsweise Algenchips?

Scarlett Eckert | Vermehrt sind das jetzt erst mal die Bioläden. In Bremen gibt es manche Läden oder hier in Hamburg auf dem Fischmarkt. Und natürlich gibt es beim Asiaten den Algensalat.

Ralf M. Ruthardt | Vermutlich werden wir als Konsumenten auch hier darauf achten müssen, dass neue Lebensmittel, wie Algen, ihre Vorteile behalten und gesund bleiben. Meine Sorge ist, dass Anforderungen der Fertigung und der Logistik (z. B. Kühlkette) die naturgegebenen Vorteile zunichtemachen.

Klaus Wobbe | Ja, das ist ein langfristiger Prozess. Der Prozess fängt beim Denken an. Natürlich gibt es immer wieder Hypes. Wir haben plötzlich irgendeinen Quinoa-Samen,

der als Superfood deklariert wird. Ich weiß nicht, wo er herkommt, aber die CO₂-Bilanz sieht wahrscheinlich nicht so gut aus, aber wir können ja mit einem Produkt mithalten.

Also die Versorgungssicherheit der Weltbevölkerung wäre sicher ein Stück weiter, wenn wir in Algen mehr investieren würden. Eine Alge ist eine schnell wachsende Pflanze. Wenn ich einen Hektar Algen anpflanze, habe ich ungefähr den dreifach besseren Effekt bei der CO₂-Kompensation, als wenn ich jetzt an Bäume an Land denke. Es sind viele Aspekte. Ich kann potentiell den Temperaturanstieg bremsen, wenn ich mehr Algenplantagen einrichte. Und Algen würden über die Nahrungsmittel von Bedeutung werden: Beispielsweise in der Verpackungsindustrie. Wir beklagen, dass wir Plastikmüll überall in den Meeren haben, aber es gibt genügend Beispiele dafür, wie man Algen transformieren kann und den Kohlenstoff verwendet, um daraus Folien herzustellen.

Ralf M. Ruthardt | Es ist ein komplexes Thema, wie so viele Themen komplex geworden sind. – Und dennoch hier noch ein Sprung zum „Welternährungsprogramm“. Wenn in den



Foto: Scarlett Eckert



Krisenregionen Hilfslieferungen gebracht werden, so finden sich darunter Weizen, Reis und Mais. Müsste nicht die UNO sich mit der Alge als Alternative beschäftigen? Nun, es ist eine rhetorische Frage. Das Welternährungsprogramm auf der einen Seite. Und auf der anderen Seite die UNO-Organisation, die sich mit Landwirtschaft, dem Klimaschutz und anderem beschäftigen. Es ist ein interdisziplinärer Gedanke.

Klaus Wobbe | Ja, es wäre der Schulterchluss mit politischen Instanzen. Eine willkommene Unterstützung. Da haben wir bereits Versuche gestartet. Diese sind bisher nicht erfolgreich gewesen, weil man hier „ausgetretene Pfade“ betritt. Da geht alles bekannte Wege, die seit vielen, vielen Jahren praktiziert werden. Das braucht viel Zeit.

Ich sage dazu: „Wer nicht vom Weg abkommt, bleibt auf der Strecke.“ Und wenn man dieses nicht begriffen hat, sondern nur in die Fußstapfen anderer tritt und keinen eigenen Eindruck hinterlässt, dann wird sich leider nichts ändern. Man findet nur wenige Menschen, die von ihrer eigenen Art und Weise des Lebens abrücken.

Ralf M. Ruthardt | Wir nehmen diesen Schlussgedanken mit: „Wer nicht vom Weg abkommt, bleibt auf der Strecke.“ – Herzlichen Dank an Sie beide für das Gespräch.



Scarlett Eckert

engagiert sich mit der *Intalcon Foundation* für Bildungs- und Nachhaltigkeitsprojekte. Sie verbindet unternehmerisches Denken mit gesellschaftlicher Verantwortung und setzt sich besonders für Meeresschutz und innovative Umweltbildung ein.

Klaus Wobbe

ist Unternehmer und Finanzmarktexperte. Nach der Gründung und erfolgreichen Veräußerung eines Softwareunternehmens widmet er sich heute wirkungsorientierten Investments und fördert über die *Intalcon Foundation* nachhaltige Projekte mit messbarem gesellschaftlichem Nutzen.








AUGENWEIDE

A close-up, low-angle shot of a microscope lens. The lens is metallic and has a blue ring near the front. It is labeled with "HCX" and "63X". The background is blurred, showing other parts of the microscope and a light blue surface.

WWW.MITMENSCHENREDEN.DE

Cover Foto: Pixabay

A solid orange square.

konstruktiv.
überparteilich.
im Ergebnis offen.
am Konsens interessiert.